



## Zum Eingang

Dir, Deutsche Jugend, gilt mein erster Gruß;  
 Ich ruf' ihn jubelnd über Thal und Fluß,  
 Ich ruf' ihn weit hinaus durch Deutschlands  
 Gauen!

Dir gilt mein Gruß, wildfrohe Knaben-  
 schaar,

Mit freier Stirn und goldgelocktem Haar,  
 Mit herz'gem Treublick unter trug'gen Brauen!

Euch wadern Buben, hold in Kraft erblüht,  
 Für alles Edle ritterlich erglüht,  
 Das Herz voll Muth und kühnem Thatverlangen!  
 Euch, die als Schwert ihr kühn die Gerte schwangt  
 Und stolz das Lied vom Deutschen Rheine sangt,  
 Als blutigheiß die Väter um ihn rangen!

Euch schmucken Dienlein gilt er, frisch und rund,  
 Mit Schelmengrüßchen um den Rosenmund,  
 Hausmütterlein mit liederfroher Kehle!  
 Und Euch, Ihr Mägdelein, schlank und blüthenzart,  
 Im Flechtenschmuck von sittig Deutscher Art,  
 Voll Märchendunst und Feierklang die Seele!

Deutsche Jugend. I.

Euch allen gilt mein Grüßen, Groß und Klein,  
 In jedes Haus ruf' ich den Gruß hinein  
 Vom Strand der Düne bis zur Alpenfirne.  
 Vernehmt, ein Bote zieht durch's Deutsche Land,  
 Ein Spielmann ist's im festlichen Gewand,  
 Von Eichlaub rauscht ein Kranz um seine Stirne.

Er klopft an hochehrlicher Sängers Thür,  
Verneigt sich tief und spricht: „O reichet mir  
Für Deutschlands Jugend goldne Liebergaben!“  
Er tritt an edler Künstler Staffelei:  
„Gebt mir ein Bild, o Meister, gebt mir zwei,  
Ein schmuckes Blatt für meine wackern Knaben!“

Und seht, die Meister lächeln in den Bart  
Und sprechen mild: „Da nimm! und Glück zur Fahrt!“  
Und schaum dem Spielmann nach mit heitern Blicken.  
Und überall erfährt er gleiche Gunst,  
Mit Dichtergaben, Gaben Deutscher Kunst  
Den Lebensmorgen lieblich euch zu schmücken.

Und reich beschenkt zieht er von Ort zu Ort;  
Dort lehrt man ihn ein neckisch Räthselwort  
Und hier die Waldfee Märchen ihn und Lieder;  
Dort bricht er selbst ein Sträußlein Edelweiß,  
Und Alles birgt und ordnet er mit Fleiß,  
Und schäufesfroh steigt er in's Thal hernieder.

Die Kunde fliegt erfreut von Mund zu Mund:  
„Der Spielmann naht!“ — Bald folgt im Wiesengrund  
Ein Kinderschwarm mit Jubel seinen Wegen.  
Am Kirchlein grüßt ihn Alles, Klein und Groß,  
Und selbst das Büblein auf der Mutter Schooß,  
Es jauchzt dem lieben Bildermann entgegen.

Und um die Linde fröhlich lauscht der Chor  
Mit klugen Blicken und gespanntem Ohr,  
Als nun des Spielmanns Saiten hell erklingen.  
Von Thaten singt er, reich an Ruhm und Glanz,  
Singt von der Herrlichkeit des Vaterlands  
Und von der Ferne wunderreichen Dingen;

Von grauer Vorzeit, Heldenfahrt und Schlacht,  
Von Zauberinseln voll von Märchenpracht,  
Singt von der Allmacht ew'gem Liebeswalten;  
Des Schöpfers Wundern singt er Ruhm und Preis —  
Und wie gebannt und lautlos lauscht der Kreis  
Und freundlich rings und stillbewegt die Alten.

Und dann — dann sieht er nieder auf der Bank,  
Um ihn die Schaar — Gelächter schallt und Sang —  
Voll Lust entrollt er seiner Bilder Prangen.  
Und zieht er fort — so schweigen Spiel und Tanz,  
Doch ist es stets, als blieb' ein stiller Glanz  
Um Baum und Strauch und in den Herzen hängen. —

Der Spielmann naht zum ersten Male heut,  
Und immer wenn der Mond die Bahn erneut  
Wird er auf's neu' mit neuen Schätzen kommen.  
O Deutsche Mütter, die Ihr treu am Herd  
Der Sitt' und Anmuth heilig Feuer nährt,  
Am Deutschen Herde heißt ihn froh willkommen!

Die Ihr des Hauses Hüterinnen seid,  
Das stolze Erbe dieser großen Zeit  
Vertraut die Zukunft Eurem Liebeswerke.  
Am Deutschen Herde haltet nun die Wacht!  
Hier wachsen still die Wurzeln unsrer Macht,  
Hier quillt der Born, der Urquell unsrer Stärke!

Last sie erwachsen in des Hauses Zucht,  
Die Deutsche Jugend, die dereinst die Frucht  
Der Siege pflückt im neuen Friedensreiche!  
Last sie erblühen in Kraft und Ernst zumal,  
Erblühen und wachsen in der Schönheit Strahl,  
Dem Rösslein gleich im Schirm der mächt'gen  
Eiche!

Julius Lohmeyer.





## Der Krystallsucher.

Ein Märchen

von

**Julius Sturm.**

Holzschnitte nach Original-  
Zeichnungen

von

**Paul Thumann.**

roben hoch im Gebirg lag am Ufer eines schönen blauen See's vor langen Jahren ein ärmlich aussehendes Häuslein. Es hatte nur zwei kleine Fenster, und das mit dürrem Schilf belegte Dach war mit mächtigen Steinen beschwert. Ueberall traf hier das Auge auf mächtige Bergriesen, die ihre mit ewigem Schnee bedeckten Häupter hoch in den blauen Aether erhoben; senkte sich aber der Blick auf den wie Krystall durchsichtigen See, so schienen die blendend weißen Berggipfel in eine unergründliche Tiefe hinabzutauhen. Auf der Wiese, die den See umgab, blühten zahllose lieblich duftende Blumen, die, je kleiner sie waren, um so farbenprächtiger prangten. Hier blinkten mitten in dem frischen Grün die blauen Sterne der Gentiane; dort erhob das zierliche Alpenprimelchen sein rosiges Haupt, während dicht daneben eine weiße Anemone, einer frisch gefallenen Schneeflocke gleich, auf zierlichem Halme zu ruhen schien. Um die Berge zog sich, wie ein purpurner Saum, das blühende Gebüsch der Alpenrosen. Weit und breit herrschte eine tiefe Stille, die nur dann und wann durch den unheimlichen Schrei eines beutegierigen Geiers oder durch den schrillen Pfiff eines auf Wache stehenden Murmelthieres unterbrochen wurde.

In dem kleinen, einsam gelegenen Hause lebte ein Mann mit seinem Weibe und einem Häuslein ärmlich gekleideter aber blühender, munterer Kinder. Der Mann

sah wunderbarlich aus, wenn er am Morgen aus seinem Häuslein trat. Er war groß und stark gebaut, hatte einen langen grauen Bart, trug einen runden Hut mit einer mächtigen Adlerfeder und einem Eulenflügel geschmückt, und um die Schultern hing ihm ein Gemsenfell; an den Füßen trug er plumpe mit Nägeln beschlagene Schuhe; an seiner Seite hing eine braune Ledertasche und ein gewaltiger Hammer, und in der rechten Hand führte er einen langen Stab mit einer Spitze aus Eisen versehen. Langsamem Schrittes wanderte er bergan, tief in das Gebirge hinein. Der Mann war ein Krystallsucher. Wenn er am Abend nach Hause kam, dann war sein Täschlein oft mit funkelnden Bergkrystallen gefüllt, die er in tiefen Höhlen gesucht und gar oft mit Gefahr seines Lebens gewonnen hatte. Diese Steine verkaufte dann sein Weib, und von dem Erlös nährte sich die zahlreiche Familie kümmerlich genug. Eines Tages, als der Mann lange vergeblich gesucht hatte und höher und immer höher gestiegen war, fesselte ein Felspalt seine Aufmerksamkeit. Er spähte in die dunkle Nacht hinein, fuhr aber gleich darauf erschrocken zurück, denn aus der tiefen Klust wanderte ihm ein Licht entgegen. Ehe er sich noch recht besonnen hatte, stand ein Bergmännlein vor ihm, das ein Grubenlicht in der Hand trug. Der Kleine war ganz wie der Krystallsucher gekleidet, hatte sich gleichfalls den grauen Bart lang wachsen lassen und zeigte ein seltsam verwittertes Gesicht, in dem unter buschigen Augenbrauen kleine tiefstiegender Augen listig hervorblitzten. Der Krystallsucher wußte nicht, was er denken sollte, und sah das Männlein mit großen Augen verwundert an. Das Männlein aber rief mit einem feinen gellenden Stimmchen: „Was giebt es da zu glocken, du großer Kummel! Suchst du mich doch an, wie die Kuh das neue Thor!“ „Nur nicht so grob, du Knirps“ sagte der Lange, „ich glaube gar, du willst mir in's Handwerk pfeuschen.“ „Hi!“ lachte der Kleine, „wie wär's, wenn ich der Meister wäre und du wärst der Pfuscher? Laß doch sehen, was du gefunden hast.“ — „So viel wie du sicherlich“, war die Antwort, die verbrießlich genug klang. „O du Großhans“, rief der Kleine, „sieh her!“ und das Männlein machte sein Täschlein auf, das bis oben an mit so prächtig blitzenden Steinen gefüllt war, wie sie der Krystallsucher nie gesehen hatte. Da bekam der Mann einen gewaltigen Respect vor dem Kleinen und fragte: „Wo hast du diese kostbaren Steine gefunden?“ „Hi! Hi!“ lachte das Bergmännchen, „so fragt man Narren aus!“ Der Große aber fing an zu bitten und gab so lange gute Worte, bis der Kleine sagte: „Wenn

du Muth genug hast, kannst du heut einmal mit mir gehen.“ Als der Krystallsucher sich einen Augenblick besann, ob er es wagen dürfe, rief das Männlein höhrend: „Da siehst man, wie klein bei dem langen Kerl die Courage ist; wagt's nicht einmal mit mir auf die Suche zu gehen!“ Der Krystallsucher, dem es allerdings in der Nähe des Bergmännleins unheimlich zu Muth war, raffte trogig seinen Muth zusammen und rief: „Was du wagst, wage ich wohl auch noch!“ Nun wanderten beide noch tiefer in das Gebirge hinein, und endlich stand der Kleine vor einer Höhle still und brannte sein kleines Lämpchen an. „Da hinein geht der Weg!“



rief er und husch! war er in der Höhle. [Der Lange mußte sich bücken und auf Händen und Füßen nachkriechen, und der Kleine verhöhnnte ihn dabei und rief: „Das hast du von deiner Länge; wärst du klein, wie ich, könntest du's leichter haben. Aber komm nur, wir sind gleich am Ziele.“ Nach und nach wurde die Höhle größer und endlich erweiterte sie sich zu einer mächtigen Grotte. Der Kleine leuchtete an den Wänden umher und rief: „Sieh nur! sieh!“ Da stand der Mann ganz erstaunt. Denn die wunderbarsten Felsengebilde traten ihm entgegen, und wohin das kleine Bergmännlein das Licht fallen ließ, blitzte und funkelte es in allen Regenbogenfarben, als hätten sich alle Krystalle der Welt hier zusammengefunden. Dem Krystallsucher zuckte es fieberhaft in den Fingern; schon hielt er den Hammer krampfhaft fest, um sich seine Lebertasche hier zu füllen, als der Kleine gebieterisch rief: „Einen! nicht mehr, und diesen einen nur damit du morgen nicht denkst, du hättest nur geträumt.“ Davon wollte allerdings der Lange nichts wissen, das

Männlein aber sprach drohend: „Gehorchst du nicht, so lösche ich das Grubenlicht aus, und du magst zu sehen, wie du aus dem Berge kommst.“ Der Lange sah sich ängstlich nach dem Lichte um und legte sich auf's Bitten, aber das Bergmännlein blieb dabei: „Einen! nicht mehr!“ „So leuchte mir“, bat der Krystallsucher, „damit ich mir wenigstens den schönsten aussuchen kann.“ Diese Bitte wurde ihm erfüllt, aber es dauerte lange, ehe der Mann eine Wahl getroffen hatte. Endlich! ja dies war sicher der größte und reinste Krystall! Ein kurzer Schlag mit dem Hammer, und der Stein sprang klingend ab. „Nun hast du dein Theil“, sagte das Bergmännlein, „jetzt wollen wir uns auf den Rückweg machen!“ Nach diesen Worten wanderte er wieder mit seinem Lämpchen voran und mühsam kroch der Krystallsucher ins Freie. „Sieh! solcher Höhlen weiß ich viele“, sagte der Zwerg, „und ich weiß Höhlen, in denen noch ganz andere Steine wachsen.“ Er griff nachlässig in sein Täschlein und hielt gleich darauf dem erstaunten Krystallsucher eine Hand voll funkelnder Edelsteine entgegen und sagte, dabei listig mit seinen Augenlein blinkend: „Soll ich dich in die Lehre nehmen?“ Da lachte dem armen Krystallsucher das Herz und er rief: „Ja, du bist der Meister! laß mich dein Lehrjunge sein.“

„Groß genug bist du dazu“, lachte das Männlein, „aber was zahlst du mir an Lehrgeld?“ „Ach!“ lautete die Antwort, „ich bin ja ein blutarmer Mann, ich will dir ein ganzes Jahr umsonst dienen.“ „Ist nicht nöthig“, sicherte das Männlein, „damit wäre mir wenig gedient, ich habe der Gesellen genug; sollen wir einig werden, so mußt du mir dein jüngstes Töchterlein zur Frau geben. Die Kleine soll's gut bei mir haben, denn du mußt wissen, daß ich der König der Bergmännchen bin; tief im Berge steht mein Schloß. Das solltest du sehen! Alle Fenster sind aus funkelnden Edelsteinen geschliffen, und Jahr ein Jahr aus brennen in meinem Schlosse hunderttausend Irrlichter als Lampen. Da soll dein Töchterlein wohnen und Königin sein.“

Der Krystallsucher schüttelte traurig mit dem Kopfe und sagte: „Nein, das thu ich nimmermehr! die jüngste ist mein Liebling, und was würde meine Frau dazu sagen?“ „Wie du willst“, sagte der Kleine, „aber du wirst dich schon eines Besseren besinnen. Willst du mir dein Mägdelein geben damit es meine Frau Königin werde, so komme mit ihr nur an den Berg, den du da drüben siehst, und klopfe mit deinem Hammer an. Das Weitere wird sich finden. Damit du aber nicht leer nach Haus kommst, will ich dir ein Geschenk für mein kleines

Liebchen mitgeben.“ Mit diesen Worten langte das Bergmännlein in seine Tasche und holte ein Kettchen, ein feines goldnes Kettchen hervor und sagte: „Das wird deinem Töchterlein gut stehen! und nun lebe wohl, und sei nicht so dumm als du lang bist.“ Kaum hatte das Männlein dies gesagt, so war's auch schon verschwunden, und der Krystallsucher stand mitten in einem dichten Nebel und fand nur mit großer Mühe den Weg nach Hause. Als er nach Haus kam, gab es einen großen Jubel, aber der Mann hatte kein freundlich Wort für seine Kinder. Er mußte nur immer an die Höhle mit den Krystallen denken und an die Edelsteine, die der Kleine in seiner Tasche trug. Die Frau wußte nicht, was sie von ihrem Manne denken sollte, sie bekam auf all' ihre freundlichen Fragen keine Antwort. Ehe der nächste Tag graute, wanderte der Krystallsucher wieder in die Verge, die Höhle lag ihm im Sinn. Aber wie er auch suchen mochte, die Höhle war nicht zu finden, und er brachte am Abend nichts mit nach Haus, als einen Strauß Edelweiß. — Das Brod war ausgegangen. Die Noth wuchs. Was sollte nun werden? — Der geängstigte Mann blickte verstohlen nach seinem jüngsten Töchterlein und dachte: „Sollte es nicht besser sein, wenn ich sie dem Bergmännlein zum Weibe gebe, als wenn wir alle verhungern? Aber freilich die Mutter! — Nein, es darf nicht sein! Wer wüßte denn auch, was aus des Kindes armer Seele würde. Morgen will ich noch einmal in's Gebirg und meine Frau kann einstweilen den Krystall verkaufen, den ich noch in meiner Tasche habe. Die Kette freilich darf ich nicht sehen lassen, die Leute würden denken, ich hätte sie gestohlen!“ So gab er nun seinem Weibe den Auftrag, den Krystall, den er aus der Tasche nahm, am nächsten Morgen recht bei Zeiten in die weitentfernte Stadt zu tragen, um einen Käufer für den seltenen Stein zu suchen und für den Erlös Brod zu kaufen. Dann legte er sich auf sein Lager, konnte aber nicht schlafen, weil er immer an das Bergmännlein, an sein liebes jüngstes Kind, an seine große Armuth und an den Reichthum denken mußte, den er besitzen könnte, wenn er sein Töchterlein zum Opfer brächte. — In der Nacht stand er mehrmals auf und trat vor das Bettchen seiner Kleinsten und seufzte: „Ach du liebes armes Kind!“ Das hörte sein Weib und fragte, was er nur habe? aber er antwortete nur: „Die Sorgen lassen mich nicht schlafen, ich bin leer heimgekommen und werde noch oft leer heimkommen; ich kann mich im Gebirg nicht mehr zurecht finden, und das Steigen wird mir so schwer, als ob ich Blei an den Füßen hätte.“

Die Frau suchte ihn zu trösten; aber er seufzte nur: „So kann's nicht länger gehen. Wir müssen sonst alle verhungern. Ach, mein liebes, liebes armes Kind!“ Da merkte die Frau, daß mit ihm nichts anzufangen sei, und machte sich schon vor Tags, als die Kinder noch fest schliefen, auf den Weg und dachte: „Bring' ich nur erst wieder Brod nach Haus, wird er schon vernünftig werden. Er ist ja sonst immer ein braver, frommer Mann gewesen, der mich oft genug, wenn mich schwere Sorgen drückten, auf den lieben Gott getröstet hat.“ — Kaum hatte die Frau das Haus verlassen, so stand der Mann wieder vor dem Bett seines Töchterleins. Es lag so lieblich vor ihm, daß er leise, leise das Kind küßte und bei sich sprach: „Nein, du sollst bei uns bleiben, es mag nun gehen, wie es wolle!“ Plötzlich dachte er an die goldene Kette. „Ei“, rief er, „die hätte ich beinahe vergessen! Ich muß doch einmal sehen, wie sie sich an dem weißen Hälschen annimmt!“ Er holte die Kette und legte sie sanft um den Hals der kleinen Schläferin. Kaum aber hatte er das gethan, so erschrak er bis zum Tode. Eine Todtenblässe hatte sich auf das Gesicht des Kindes gelagert, das Herz schlug hörbar, und ein schmerzliches Zucken spielte um die bleichen Lippen. Nach und nach nahm das kleine Gesicht ganz fremdartige Züge an. Da faßte den Vater eine namenlose Angst, er wollte die Kette abziehen, es war vergeblich; über seinen Bemühungen erwachte das Kind, griff mit seinen Händchen an den Hals und sah mit seinen Augen den Vater wie klagend an. Er wollte es beruhigen, aber das Kind fing heftig zu weinen an, und die Züge desselben verwandelten sich immer mehr, so daß es zuletzt dem geängstigten Manne vorkam, als habe er das Gesicht des Bergmännleins vor sich in der Wiege liegen. Er verwünschte den tückischen Zwerg und schrie dann verzweifelt: „So darf mein braves Weib das Kind nicht sehen! Es muß fort, fort aus dem Haus, der Zwerg hat mir's verhext; er hat mit seiner Tücke gesiegt, so soll er denn auch das Kind haben, aber der Preis soll darin bestehen, daß er mich zu den Höhlen führt, in denen die Edelsteine wachsen. Reich will ich werden, so reich, daß der König gegen mich ein Bettelmann sein soll!“

Er nahm das schreiende Kind aus der Wiege, wickelte es in sein Gemsenfell, wie es auch zappeln mochte, kleidete sich an, band sich das Kind auf den Rücken und lief, wie von bösen Geistern gejagt, in das Gebirg hinein. Die Sterne schimmerten wunderbar hell, und als er droben auf dem Berge in der schweigenden Einsamkeit stand, das wimmernde

Kind auf dem Rücken, da war's ihm zu Muth, als ob ihm die Sterne feurige Pfeile in's Herz schössen; dann aber dachte er wieder an seine Armuth, und es kam ihm vor, als hinge der ganze Himmel voll blinkender Edelsteine und als dürfte er die Hand nach allen ausstrecken und als wären alle sein, um den Preis seines Kindes. Er stürmte wieder vorwärts, der Weg ging über mächtige Gletscher. Plötzlich wich der Boden unter seinen Füßen, und er stürzte in eine tiefe Gletscherspalte. Als er zur Besinnung kam, sah er die Sterne hoch über sich leuchten, und hinter ihm und vor ihm war Eis, kaltes Eis. Doch er hatte Boden unter seinen Füßen und merkte, daß er auf einem Eisblock stand, der sich in die Spalte eingeklemmt hatte. Ein wimmerndes Stimmchen traf sein Ohr. Das Bündel war aufgegangen. Vor ihm lag sein Kind, er sah's deutlich, denn schon fing es leise zu dämmern an. Er hob das Kind empor; es schlang seinen kleinen Arm um den Hals des Vaters und wimmerte: „Ach, mich friert!“ Er drückte es an sein Herz und blickte seufzend zum Himmel. Dann legte er es wieder auf den Eisblock, hüllte es in das Gemswoll und versuchte an der Wand emporzuklettern. Das war eine vergebliche Mühe. Da dachte er an den Hammer, den er bei sich trug, und fing an Stufen in die Wand zu hauen, und während er pochte, pochte sein Herz und pochte sein Gewissen nach, und er dachte an die Sünde, die er hatte thun wollen, und seine Sünde stand blutroth vor ihm. Eine tiefe Reue ergriff ihn, und während er mit dem Hammer arbeitete, betete er zu Gott um Erbarmen! Es gelang dem Manne endlich nach harten Mühen aus der Spalte zu steigen; eilend stieg er wieder hinab und band sich das Kind auf den Rücken und kletterte behutsam wieder empor. Als er glücklich oben angekommen war, warf er sich betend auf seine Kniee. Es war Tag geworden. Weit umher glühten die Bergspitzen im Morgenroth und die Herrlichkeit des Herrn leuchtete ihm tief in das Herz hinein. Er wollte sehen, ob das Kind unverletzt sei; er nahm es vom Rücken und — o



Wonne! vor ihm lag wieder sein liebes blühendes Töchterlein. Die Kette war gesprungen und lag unten auf dem Eisblock in der Spalte. Da jubelte der Mann laut auf, herzte und küßte sein Kind und eilte seinem Hause zu, und dachte weder an Armuth noch an Reichthum, wohl aber an den barmherzigen Gott, der ihn vor einer großen Sünde bewahrt hatte. Als er nach Haus kam, schliefen die übrigen Kinder noch fest in ihrer dunklen Kammer, weil sie Niemand geweckt hatte. Er legte sein Töchterlein in's warme Bett, und bald war es eingeschlafen. Als es aufwachte, wußte es nichts mehr von dem, was in der Nacht mit ihm vorgegangen war, und auch die übrigen Kinder hatten die Abwesenheit ihres

Vaters und ihres Schwesterleins nicht bemerkt. Am Abend kehrte die Mutter tief gebeugt aus der Stadt zurück, sie hatte mit dem schönsten Krystalle ein ihr unerklärliches Mißgeschick gehabt. Als sie nämlich den kostbaren Stein aus der Ledertasche heraus genommen hatte, um ihn einem Händler anzubieten, war ihr derselbe plötzlich in der Hand in unzählige kleine, gänzlich werthlose Stücke zerprungen. So hatte sie ohne Brod den Heimweg antreten müssen. Unter Thränen erzählte sie dies ihrem Manne, der mit fröhlichem Gesicht sein jüngstes Töchterchen wiegte. Sie fürchtete, er würde

zürnen oder noch kleinmüthiger werden; dagegen reichte er ihr freundlich die Hand, sprach ihr Trost zu und verwies sie auf Hülfe von oben. Sie freute sich innig über die Wandlung, die mit ihrem Manne vorgegangen war, konnte sich aber nicht denken, wie es dahin gekommen sein möchte, daß er plötzlich wieder so guten Muthes war.

Als der Krystallsucher am nächsten Morgen in die Berge zog, schritt er so rüstig bergan, als sei er um zehn Jahr jünger geworden. Mit gefalteten Händen stand die Frau vor der Thür und blickte dem Davoneilenden freundlich und kopfschüttelnd nach, um dann an ihre Arbeit zu gehen. Als es zu dämmern begann, schaute sie oft nach den Bergen hinauf; endlich erblickte sie den Ersehnten, der ihr

schon von fern mit dem Hute froh zuwinkte und dann so lustig auffoderte, daß das Häuflein Kinder aus der Hütte gelaufen kam, um dem Vater entgegen zu eilen. Als dieser näher kam, hielt er die Tasche hoch empor; die Noth hatte ein Ende genommen, er kehrte mit einer reichen Tracht funkelnder Krystalle zurück. Sein Weg hatte ihn hoch in das Gebirge hinaufgeführt, und plötzlich war ihm zu Muthe gewesen, als stünde er an derselben Stelle, an der er mit dem Bergmännlein einst gestanden hatte. Aufmerksam suchte er umher, und siehe da! hinter einem Felsblock versteckt bemerkte er eine Höhle. Er kroch auf Händen und Füßen hinein. Nachdem er eine kleine Strecke zurückgelegt hatte, konnte er sich aufrichten. Nun nahm er ein Grubenlicht aus seiner Tasche und zündete es an. Noch war er nicht am Ziele. Muthig wanderte er weiter, als ihm plötzlich aus einer Felsspalte beim Schein seines

Pichtes die schönsten Krystalle entgegenleuchteten. Er suchte nicht weiter, sondern füllte sich seine Taschen; die Freude über den glücklichen Fund trieb ihn eilends heimwärts zu Weib und Kindern. An diesem Abend gab es einen großen Jubel in der kleinen Hütte; der Fröhlichste aber in dem frohen Kreise war der Vater, der sein kleines Töchterchen auf den Arm genommen und dem Kinde den schönsten Krystall in die Hand gegeben hatte.

Mit der Zeit wuchs der Wohlstand im kleinen Hause, und eines Tags brachte der Krystallsucher ein feines goldenes Kettlein mit heim, das er in der Stadt eingekauft hatte; an dem Kettlein hing ein Kreuz aus Bergkrystall; es war ein Geschenk für sein jüngstes Töchterlein, das frisch wie ein eben aufgeblühtes Röslein vor ihm stand, und dem er mit einem frommen Segenswunsch das Kettlein mit dem Kreuz um den Hals hing.



## Die Krauzwinderin

von

Hermann Kletke.

Holzschritt nach Original-Zeichnung von Ludwig Richter.

O Frühlingstag so schön und hold,  
Himmel und Erd' im Morgengold,  
Von jedem Baum, von jedem Strauch  
Ein Frühlingswehn, ein Frühlingshauch.

Das Mägdlein steht, das Mägdlein sinnt,  
Wie hell zum Krug das Brännlein rinnt;  
Da haucht die Rose: Lieb Schwesterlein,  
Willst Du mich pflücken, ich schmücke Dich fein.

Es steckte das Mägdlein die Ros' in's Haar,  
Da wurde sie schön nun ganz und gar,  
Trotz nacktem Fuß und ärmlichem Kleid —  
O tu frohe, glückselige Jugendzeit!





## Bei Höchstädt.

Ballade  
von  
**Emanuel Geibel.**  
Illustriert von Ludwig Burger.

arlbrough zieht aus zum Kriege,  
Die Fahnen läßt er wehn;  
Da reicht zu Kampf und Siege  
Die Hand ihm Prinz Eugen.

Sie mustern ihre Truppen  
Bei Höchstädt auf dem Plan:  
„Gut sehn im Brett die Puppen,  
Frisch auf, wir greifen an!“

Jetzt ist kein Zaudern nütze,  
Jetzt heißt es: dran und drauf!  
Schon spielen die Geschütze  
Tallard's zum Kampf uns auf.“

Da packt den Feind ein Grausen,  
Da weicht er fern und nah,  
Und hinter ihm mit Brausen  
Erschallt's: Victoria!

Und wie sie mit den Haufen  
Dem Feind entgegenziehn,  
Da kommt gejagt mit Schnausen  
Ein Hofcourier aus Wien.

Er wirft sich auf die Franzen,  
Marlbrough bleibt nicht zurück;  
Bei Höchstädt an den Schanzen  
Das ward ihr Meisterstück.

Und wie des Kaisers Reiter  
Nachrasseln Stoß auf Stoß,  
Da frommt kein Haltruf weiter,  
Geworfen ist das Loos.

Er springt in buntem Staate  
Vom Ross und neigt sich tief:  
„Vom hohen Kriegshofrath,  
Durchlaucht'ger, hier ein Brief!“

Wohlkracht's von Wall und Thurme,  
Wohl sinken Ross und Mann,  
Doch vorwärts geht's im Sturme,  
Die Feldherrn hoch voran.

Ersiegte Fahnen prangen  
Zweihundert an der Zahl,  
Man bringt daher gefangen  
Tallard, den General.

Der kleine Kapuziner\*)  
Schiebt in die Brust ihn sacht:  
„Der Herren ergebner Diener,  
Das les' ich nach der Schlacht.

Im dichten Regnetregen,  
Den Degen in der Hand,  
Erklimmen sie verweg'n  
Des Lagers steilen Rand.

Doch Abends, als die Flaschen  
Im Kreis um's Feuer geh'n,  
Da zieht aus seiner Taschen  
Sein Brieflein Prinz Eugen,

\*) So ward Prinz Eugen von seinen Soldaten genannt.

Studirt's und reich't dem Britten;  
 Der blickt hinein und lacht:  
 „Parbleu! Die Herrn verbitten  
 In Wien sich jede Schlacht.

Nur kluge Retirade  
 Soudir' uns, meint der Wisch;  
 Erlesner Senf! Nur Schade,  
 Für diesmal Senf nach Tisch!“



(Anmerkung.) Laßt mich zum Verständniß der Thatsachen, auf welche der Dichter, einer der ersten und edelsten unsres Vaterlandes, in diesen prächtigen Strophen Bezug nimmt, noch Folgendes hinzusetzen. — In dem sogenannten Spanischen Erbfolgekriege, der daraus entsprungen war, daß zwei regierende Herrscherfamilien, die der Habsburger in Oesterreich und die der Bourbonen in Frankreich, jede ein näheres Anrecht auf die herrenlos gewordene Krone Spaniens behaupteten, war die Schlacht bei Hochstädt in Baiern am 13. August 1704 eine der blutigsten und erfolgreichsten. Zwei der berühmtesten Feldherren des 18. Jahrhunderts, der Herzog von Marlborough und der Prinz Eugen von Savoyen, erschochten hier gemeinschaftlich einen glänzenden Sieg über die vereinigten Streitkräfte der Baiern und der Franzosen. Marlborough führte die englischen Feldtruppen, Eugen die Truppen Oesterreichs. Marshall Tallard, der französische Heerführer, fiel in die Hände der Gegner, und mit ihm mußten sich 13,000 Mann, die Blüthe des französischen Heeres, zu Kriegsgefangenen ergeben. An dem Kampfe nahm auch ein ansehnliches Corps preussischer Fußtruppen unter dem tapfern Fürsten Leopold von Dessau Theil, welches nach dem Zeugniß Eugens selbst die Entscheidung wesentlich herbeiführte.

Der Wiener Hofkriegsrath, dessen der Dichter hier so launig gedenkt, hat sich in der Geschichte der von Oesterreich geführten Kriege einen nicht weniger als glänzenden Ruf erworben. Jedenfalls bedurfte Prinz Eugen, der scharfsichtige und hochbegabte Feldherr, der „kleine Kapuziner“, wie die Soldaten ihren Liebling scherzhaft nannten, um Schlachten zu gewinnen keine Rathschläge der Herren vom grünen Tische, die mit ihrer Weisheit stets zu spät kamen. Jene komische Bezeichnung im Soldatenmunde bezog sich auf den ehemaligen geistlichen Stand Eugens, der, als der jüngste von seinen Geschwistern in der Kindheit dazu bestimmt, bereits im Alter von sieben Jahren zum Abt mehrerer Abteien ernannt worden war. Allein der geistliche Beruf wollte ihm nicht behagen. Viel lieber hörte er den Wirbelschlag der Trommeln und das Geschmetter der Trompeten. Diese kriegerische Reizung wuchs mit den Jahren. Zuletzt — Eugen war Franzose von Geburt — war er es überdrüssig, sich von König Ludwig XIV. scherzweise nur immer den kleinen Abbe nennen zu lassen, er schlug alle Würden, die ihm der König anbot, aus und wollte dafür in das Heer eintreten. Doch sein Gesuch ward nicht gewährt, angeblich, weil sein Körper für die Beschwerden eines Feldzuges zu schwach sei. In Folge dessen verließ der zwanzigjährige Eugen sein Vaterland, trat 1683 in österreichische Dienste und war zehn Jahre später, nach mancher glänzenden Waffenthat gegen die Türken, General-Feldmarschall. Vergebens suchte Ludwig XIV. den einst Verschmähten, den tapfern und genialen Kriegsführer Frankreich wieder zu gewinnen — es war eben zu spät! —

Die schmerzliche Thatsache, daß sich hier zwei Deutsche Brudersämme im Kampf gegenüberstanden, wiederholte sich leider im Lauf unserer Geschichte noch vielfach. Sie war die Folge der unglückseligen Zerspaltung unsres Volkes, die durch Jahrhunderte seine Kraft lähmte und es allem Spott und allen Känken des Auslandes Preis gab. Das ist anders geworden! Dem Ewigen sei es gedankt! Deutschland hat der Welt gezeigt, was für ein Riese es ist, wenn alle seine tapfern Stämme in fester Eintracht zusammenstehn. Der Norden und der Süden des Vaterlandes haben sich auf den Schlachtfeldern Frankreichs zusammengefunden um sich nie wieder zu trennen, und die Schöpfung des mächtigen Deutschen Kaiserreichs hat dieser Einigkeit der Stämme und der Herzen endgültige und unzerstörbare Form gegeben. Erst später, wenn Ihr mit der Leidensgeschichte eures großen Volkes vertrauter sein werdet, könnt Ihr es ganz erfassen, in welche gewaltige und herrliche Zeit Euer Lebensmorgen fiel. Was seit Jahrhunderten die Besten und Edelsten in Nord und Süd, in Schmerz und Trauer ersehnten, ward Euch nun als Erfüllung bescheert: ein einiges, starkes Vaterland. Noch in fernster Zukunft werden unsre Nachkommen mit stolzer Begeisterung auf jene Tage, die Ihr miterlebt, zurückblicken, als auf die großen Wendetage unsrer Geschichte, und werden voll Ehrfurcht und Dankbarkeit der Männer gedenken, die in dieser unsrer Zeit für die Wiederaufrichtung des Reiches gewirkt und gesonnen, gebildet und den Heldentod erlitten haben. Das bedenk'et wohl und sei ein Jeder unter Euch würdig der großen Zeit, die mit zu erleben Euch vergönnt ward.

Der Herausgeber.

## Die Heimath.

Erzählung

von

Villamaria.

Holzschritte nach Original-Zeichnungen von Hugo Birkner.



lühend  
lag die  
Mittags-  
sonne  
über dem  
Gebirge  
und über  
den  
Wipfeln  
des  
Buchen-  
waldes,  
dessen  
Rand die

Grenze bildete zwischen zwei kleinen Ländern Mittel-Deutschlands. Aus dem Hohlweg, der zwischen den beiden Bergen — den letzten Ausläufern des Gebirges — sich hinzog, kam ein leichtes Gefährt und näherte sich in langsamem Schritt dem Waldrand, wo es stillhielt.

„Nun, Kinderchen,“ sagte der eine Insasse, ein mild blickender geistlicher Herr, „hier trennen sich unsre Wege. Folgt nun dem Pfade links am Waldrand neben dem Bächlein hin, den ich Euch so oft und deutlich beschrieben, daß Ihr kaum fehlen könnt, und schreitet tapfer darauf zu — denn der Wald ist groß, sehr groß — damit Ihr noch vor Abend nach Friedenthal und zu Euren Angehörigen kommt. Dein Schwesterchen Dir anzuempfehlen, Hans, habe ich nicht nöthig — ich weiß Du bist ein treuer Bruder; und nun Gott befohlen!“

Hans, ein Knabe von ungefähr 14 Jahren, mit einem hübschen, offenen Angesicht, legte stumm seine Rechte in die dargebotene Hand des Pfarrers, kletterte dann stülk vom Wagen und streckte die Arme aus, Lisbeth, sein zwei Jahr jüngeres Schwesterchen sorgsam herunterzuheben. Nun standen die Kinder am Boden; aber der Abschied schien ihnen nicht leicht zu werden, denn Hans trat noch einmal an das Gefährt und streckte die Hand hinein.

„Schönen Dank, Herr Pfarrer,“ sagte er mit halber Stimme, denn er wollte die Thränen nicht hervorbrechen lassen, „schönen Dank und Gott vergelt's Ihnen.“

Der Pfarrer schaute einen Augenblick nachdenklich in des Knaben Angesicht: „Wenn's nicht Deiner seligen Mutter letzter und ausdrücklicher Wille wäre, würde ich Euch nicht gehen lassen! Daran denke, mein Kind, und wenn sie Euch dort unten in der Ebene nicht haben wollen, dann kommt Ihr wieder zurück in unsre Berge. Wir werden schon Rath schaffen — das bin ich und meine Gemeinde Euren lieben seligen Vater schuldig.“

Noch ein herzlicher Händedruck, dann trat Hans zurück und das kleine Gefährt rollte weiter. Einige Augenblicke schauten die Geschwister ihm nach, dann ergriff der Knabe die Hand seines Schwesterchens und trat mit ihr in den Wald, dessen Schatten den Kindern nach der langen Fahrt in der Sonnengluth noch einmal so erfrischend dünkte. — —

In Friedenthal, dem stattlichen, wohlhabenden Dörflein an dem anderen Ende des Waldes, läutete die Mittagsglocke, aber heute nur des Herkommens wegen; denn aus keinem der Kamine stieg das bläuliche Rauchwölkchen, noch lehrte einer der Knechte des Dorfes müdgearbeitet mit seinem Gespann vom Felde heim zum Mittagmahl — heut war Feiertag im Dorfe für Arm und Reich, für Jung und Alt. Der Schulze von Friedenthal feierte heut das 25jährige Jubiläum seiner, ihm nie bestrittenen und nie mißgönnten Amtswürde und Thätigkeit. Der Schulze war nicht nur der reichste Mann des Ortes, sondern auch der klügste und geachtetste — drei Eigenschaften, die sich überall selten zusammensinden. Er handelte ohne Ansehen der Person, und deshalb wurde er von den Armen begreiflicherweise noch mehr geehrt als von den Reichen.

Heut hatte er das ganze Dorf zu Gast geladen. Für die Hofbauern war in den Staatszimmern gedeckt, und die Tafel zeigte einen Reichthum an Linnen und Silber, wie ihn manche reiche städtische Tafel nicht aufweisen kann; für das Dorfgesinde und die Tagelöhner standen Tische und Bänke unter den Linden, die den großen Platz vor dem stattlichen Hause beschatteten.

Draußen wie drinnen herrschte Ueberfluß in Speisen und Getränken, und fröhlicher Sang und munteres Lachen ertönte überall.

Der Schulze, ein schöner Greis mit einem geistvolleren Ausdruck, als ihn das Gesicht des Landmanns gewöhnlich zeigt, ging an den Tischen umher, zu sehen, ob nirgends etwas fehle und jedem sein Recht geschehe; überall schallten ihm Worte frohen Dankes entgegen und Blicke der Hochachtung folgten ihm.

Ja, der Schulze von Friedenthal war beneidenswerth. Reich, gesund, geehrt und im Besitze einer braven, noch immer rüstigen Frau — war er da nicht wirklich glücklich zu nennen? Er schritt lächelnd über den Vorplatz, trat in sein Haus und ging über den steingepflasterten Flur nach der Hofthür, um zu sehen, ob auch in der allgemeinen Freude nicht die nothwendige Wartung des Viehes versäumt werde.

Nein, es war nichts vergessen!

Fritz, der treue Grobknecht, hatte ungeheißer die Tafel verlassen und hantirte nun im Stall; er schüttete den Pferden Hafer in die Krippe und steckte die Barren der Kühe voll duftigen Heus. Der Schulze sah es von der Hofthür aus durch die offenen Stallthüren, warf dann noch einen Blick über den sauber gehaltenen Hof und die massiven Scheuern, in denen fast noch der ganze Kornvorrath des vergangenen Jahres aufgespeichert lag, während die heurige Ernte schon wieder nahte — und sein Herz durfte wohl fröhlich sein, denn er besaß auch das, was in unsrer Zeit immer feltner wird — treues Gefinde.

Warum denn blickte sein Auge so düster, als er sich jetzt umwandte, und warum lag eine tiefe Falte des Grams auf der sonst noch glatten Stirn?

Vielleicht konnte es die stattliche Frau sagen, die eben aus dem Zimmer trat und um deren festgeschlossenen Mund es wie ein Zug verhaltenen Weinens schwebte, nicht jetzt nur — immer, immer! aber sie hatte wohl gelernt sich zu beherrschen, und nur als sie im Vorbeisichreiten in das düstere Angesicht ihres Gatten blickte, schien es einen Augenblick, als wollten die Thränen hervorbrechen; aber sie strich hastig mit der Hand über ihr Gesicht und trat dann ruhig hinaus zu den Gästen. — — —

Das Mahl war vorüber, in fröhlichster Stimmung hatten sich die Gäste entfernt, die Mägde hatten die Tische abgeräumt und es war Alles wieder zu der gewöhnlichen Ordnung des Tages zurückgekehrt. Im Hofe und in den Ställen rührte sich das Gefinde still und fröhlich wie immer; in der Stube dagegen war es still; nur der Pendel der

großen Wanduhr tickte einformig, und hin und wieder schlug die Nachtigall in dem kleinen Bauer am Fenster einige Töne an, als wolle sie erproben, ob auch ihre Stimme zu dem baldigen Abendliede noch frisch sei; durch das geöffnete Fenster kam ein leises Sommerlüftchen und spielte mit den Blättern der Guirlanden über der Thür.

Am Tisch aber saß der Schulz und hielt das neue Amtsblatt in der Hand, das der Landbote so eben zum Fenster hineingereicht; schwerlich aber gewahrte er etwas von seinem Inhalt, denn seine Augen starrten wieder düster vor sich hin und die Furchen in der Stirn schienen noch tiefer.

„Wo Lisbeth nur bleibt?“ sagte er endlich halblaut, warf das Blatt auf den Tisch und trat zum Fenster.

Da sah er seine Frau am Tisch unter der großen Linde stehen und vor ihr ein armes Weib mit zwei Kindern an der Hand; sie mußte der Schulzin wohl etwas Trauriges erzählen, denn diese wischte mitunter hastig eine Thräne vom Gesicht, während sie der Frau den Tragkorb mit den Resten des Mahles in überreicher Weise füllte; dann reichte sie ihr die Hand und wandte sich dem Hause zu, während die Bettlerin mit ihren Kindern fröhlich weiter wanderte.

Der Schulz saß schon wieder am Tische, als seine Gattin eintrat und schweigend ihren Platz am Fenster einnahm; er schaute wieder in das Amtsblatt, die Frau beugte das Haupt tief auf die Nähsterei in ihren Händen und die Nachtigall schwieg, nur der einformige Schlag des Pendels durchtönte den stillen Raum.

Plötzlich kam ein leises Schluchzen vom Fenster her. Die Schulzin hatte die Arbeit sinken lassen, ihr Gesicht in die Schürze verhüllt und weinte und schluchzte nun, als müsse ihr das Herz brechen.

Der Schulze blickte auf, ein Schatten flog über sein Gesicht; aber er bezwang sich sogleich und fragte in ruhigem Tone, warum sie weine.

Die Frau ließ langsam die Hände sinken.

„Was fragst Du darnach, Hans?“ sagte sie leise, und ihre Augen schauten gramgefüllt ihn an, „weißt Du's doch ebenso gut als ich. Seh' ich doch, daß Du's grad so fühlst und nur zu starr bist, es auszusprechen. Sah' ich's nicht vorhin in Deinen Augen, als Du draußen standest und wie Ehren und aller Reichthum Dein Herz nicht froh machen konnten!“

„Frau!“ entgegnete der Schulze finster, „vergift Du Dein Versprechen, niemals, niemals ein Wort über diese Sache zu reden?“

„Und hab' ich's nicht gehalten bis heut?“ sagte die Frau heftiger schluchzend; „aber jeder Mensch hat nur ein bestimmtes Maß von Kraft und die meine ist zu Ende! War ich nicht gehorsam und habe geschwiegen bis heut, ob mir darüber das Herz auch fast gebrochen! Aber es wird von Tag zu Tag schwerer, und als ich vorhin das arme Weib dort draußen sah, die auch von ihrem Vater verstoßen ist, weil sie ihrem Herzen folgte und einem armen aber braven Burschen treu blieb, da meint' ich, ich könnt's nimmer tragen. Jene Frau will sich jetzt mit ihren beiden Waislein bis zur Heimath durchbetteln und sich dann ihrem Vater zu Füßen werfen. — Unse Martha thut das nicht. Sie hat Deinen starren Sinn geerbt, so lieb und brav sie sonst auch war. Als Du sie damals an jenem letzten Morgen aus dem Hause triebst und ihr sagtest, sie habe keine Heimath und keine Eltern mehr, da sagte sie: „Ich will's nimmer vergessen, und denk' fortan an Martha wie an eine Tote, denn das Grab ist barmherziger als meines Vaters Herz.“

„Warum war sie ungehorsam und ließ nicht von dem Burschen!“ murmelte der Schulze.

„Warum?“ fragte die Frau vorwurfsvoll, „weil sie ihn liebte, wie ich Dich geliebt habe. Sollte ich nicht auch des reichen Müllers Jacob nehmen und nicht Dich, den armen Hans, und versprach ich Dir nicht auch, nimmer von Dir zu lassen bis in den Tod? und als mich die Eltern so hart hielten, sagtest Du da nicht auch: „Lisbeth, laß uns mitsammen in die weite Welt gehen; meine Arme sind stark und mögen leichtlich das Brod für uns beide schaffen, aber ich könnt's nimmer ertragen, wenn ich Dich lassen müßt!“ Und weil Dein Kind ebenso fühlte und sich sträubte, von dem armen aber braven Burschen zu lassen, hast Du sie verstoßen!“

„Lisbeth, ich konnte nicht anders, ich hatte es ihr vorher gesagt. Es mußte so sein. Ich hatte es einmal mit heiligem Schwur gelobt. Sie wollte es nicht anders haben. Warum wühlst Du nun in den alten Wunden?“ sagte der Schulze und wand sich unruhig in seinem Sessel.

„Warum?“ fragte sie wieder im Tone tiefsten Seelenschmerzes; „weil ich die Wunde nicht länger dulden will. Ich will mein Kind, meine Martha endlich wieder sehen und weil ich zu Grunde gehe, wenn ich nicht zu ihnen kommen und Gedanken. Immer sehe ich die Tochter, wie sie in Jammer und Elend durch die Welt wandert, hungernd, frierend, bettelnd, und wir haben hier Ueberfluß. Nein, Hans, länger trag' ich's nicht! Treib mich nicht zum Aeußersten! Denk' an

das Elend, das ich Jahre lang Dir zu Lieb stumm getragen! Nun kann ich's nimmer! Morgen, wenn Du nicht mit willst, geh ich allein hinaus, mein armes, Verstoßenes Kind wieder zu suchen, und ich kehre nicht heim, bis ich es gefunden.“

Es wurde wieder still in der Stube, der Schulze schwieg, es schwieg die Nachtigall; nur die Uhr tickte nach wie vor und der Abendwind spielte leise mit den Kränzen über der Thür. —

Im Walde aber saßen die Kinder.

Sie waren dem Rathe des freundlichen Geistlichen treulich gefolgt: munter waren sie durch den Wald geschritten. Die schönsten Blumen blühten am Wege, hie und da lugte eine Erdbeere unter dem Grün ihrer Blätter hervor, und schön gezeichnete Falter gaukelten über ihren Pfad; aber die Kinder ließen sich nicht verlocken.

Stunden lang mochten sie schon gewandert sein, die Sonnenstrahlen fielen jetzt schräg durch die Baumkronen — da endlich wurde Lisbeth müde, ihre Schritte wurden kleiner und kleiner und endlich begann sie leise zu klagen:

„Ach, Hans, laß uns ein wenig ausruhen, ich kann nicht mehr! meine Füße brennen und schmerzen so sehr!“

Hans war sogleich bereit.

„Gewiß, Lisbeth, sagte er besorgt, sieh dort am Bach unter der Buche ist ein mosiges Plätzchen; da setzen wir uns und halten unser Mittagmahl von den Vorräthen der guten Frau Pfarrerin, die sie mir heut früh in mein Ränzlein packte; und Du ziehst die Schuhe aus und steckst Deine Füße in das kühle Wasser. Nachher geht's um so frischer!“

Damit leitete er die müde Kleine zu dem Moosfisch, zog ihr die schweren Schuhe aus, und während sie dann die Füßchen behaglich in das klare Wasser tauchte, öffnete er sein Ränzlein und reichte ihr das Beste von den Gaben der freundlichen Pfarrfrau.

Als sie sich dann erquickt und die klaren Wellen genügend die müden Füßchen gekühlt und erfrischt hatten, standen sie auf, um ihren Weg von Neuem anzutreten.

„Binde die Schuhe in Dein Tüchlein, Lisbeth,“ rieth Hans, „sieh, ich thu's auch; der Pfad ist weich und mosig, und hier habe ich uns beiden einen Stoc geschnitten, darauf stügest Du Dich! So! — siehst Du, wie prächtig es nun geht? Und nun komm!“

Wieder schritten die Kinder durch den stillen Wald.

„Ach, Hans,“ hob endlich Lisbeth an, „es ist mir doch recht bang zu Sinne. Wir kennen unsre

Großeltern noch gar nicht, und sie haben sich nie um uns gekümmert — werden sie uns nun auch aufnehmen wollen?"

„Gewiß, Schwesterchen,“ tröstete Hans, „ganz gewiß! Unsrer seligen Mutter war ja ihr einzig Kind, und die Großeltern sollen die bravsten Leute weit und breit gewesen sein. Nur einmal war der Großvater zornig und schickte die liebe Mutter fort — warum? weiß ich nicht, Mütterlein sagte, ich verstehe es noch nicht — aber sie hat noch in ihren letzten Tagen Alles in den großen Brief geschrieben, den ich hier bei mir trage, und dabei hat sie viel

sangen ihr Abendslied, die Stimmen des Waldes erloschen eine nach der andern, und selbst das Vöcklein neben ihrem Wege murmelte nur noch wie im Traum — da war es auch mit Lisbeth's Kraft zu Ende; sie ließ den Kopf auf die Brust sinken, Bündlein und Stab fielen ihr fast aus der Hand und todmüde sagte sie wieder: „Ach, lieber Bruder, ich kann nicht mehr!“

„Noch ein Weilchen halte aus, Schwesterchen,“ bat der gute Hans, „sieh' nur, dort schimmert es mit einem Male hell — dort ist der Wald zu Ende! Und horch, was ist das? — Ja, das ist wahrlich



geweint, und an dem letzten Abend, als Du schon schliefst, rief sie mich an ihr Bett und ich mußte ihr in die Hand versprechen, gleich nach ihrem Begräbniß mit Dir nach Friedenthal zu wandern, den Großeltern den Brief zu bringen und ihnen zu sagen, ihre Martha wäre gern selbst zu ihnen gekommen, aber der Tod hätte sie daran gehindert.“

Lisbeth schwieg und schritt weiter. Der Bruder hatte ihre Hand gefaßt und plauderte nun mit ihr von den seligen Eltern und ihrer Kinderheimath, und dann malte er ihr die neue Heimath so schön, wie er sie selbst träumte und hoffte.

So gingen sie weiter und weiter, aber immer noch wollte das Ende nicht kommen. Die Böglein

der Ton der Abendglocke und so hell und nahe, daß Friedenthal keine hundert Schritt mehr fern sein kann! Streng dich nur noch ein wenig an, dann sind wir dort!“

Und unter freundlichen Bitten und ermunternden Worten zog er das müde Schwesterlein mit sich fort. Noch wenige Schritte — da malte sich der Wald, vor ihnen lag, beglänzt von dem Abendstrahl, das Dörfchen, und Hans hob seinen Arm aus und deutete jauchzend auf das kleine Haus am Eingang des Dorfes, das ihm die Mutter so oft beschrieben. „Siehst Du, Lisbeth, dort ist es und nun komm!“

Im Wohnzimmer dieses stattlichen Hauses aber war es noch so still und düster wie vorher. Die Nachtigall hatte ihr Abendlied längst beendet und schlummerte nun, den Kopf unter die Flügel gesteckt, faust wie Alle, die das Leid und die Reue nicht kennen; der Schulze ruhte noch in seinem Lehnstuhl am Tische und hielt wieder die Zeitung in der Hand, aber seine Gedanken weilten fern von ihrem Inhalt. Seine Gattin saß auch noch auf ihrem Plaze am Fenster und hielt das Nähzeug in der Hand; aber bei den stillen Thränen, die zahlreich auf die Leinwand tropften, vermochte sie nicht mehr den Faden zu unterscheiden.

Kein Wort war mehr gesprochen worden seit den traurigen Worten am Nachmittag — es war schlummerstill in dem großen Gemach — da pochte es an die Thür, schüchtern wie eine Kindeshand, und ohne die Einladung abzuwarten, wurde von außen geöffnet und auf der Schwelle standen die Kinder aus dem Walde.

Die Frau am Fenster hob das müdgeweinte Auge; aber als sie in das Antlitz des kleinen Mädchens blickte, schrie sie laut auf, streckte die Arme aus und bebend in Schmerz und Freude rief sie: „Martha, meine Martha!“

Der Ton traf des Mädchens Herz, eilig trat sie über die Schwelle, und schritt zum Fenster, wo die Frau, wie gelähmt von Schreck und Freude, noch immer regungslos saß.

„Martha hieß meine liebe, selige Mutter,“ sagte sie leise, „ich aber heiße Lisbeth, wie meine Großmutter.“

Die Schulzin sprach nichts; schweigend zog sie die Tochter ihrer Tochter in ihre Arme, und die

Thränen und Küsse, die des Kindes müdes Angesicht bedeckten, sagten ihm besser als Worte, daß sie, die arme Waise, nun wieder an einem Mutterherzen ruhe.

Der Knabe war indeß zu dem Greise an den Tisch getreten — so standen sie sich lautlos gegenüber. Es waren dieselben ernsten Augen, dieselbe hohe Stirn und der entschlossene Zug um den Mund im Angesicht des Greises wie des Knaben — die Stimme des Blutes redete wortlos zu dem Herzen des Schulzen und er ließ das Blatt fallen und bewegte die Hand zitternd hinüber zu dem Knaben. Da nahm dieser den Brief seiner Mutter hervor und reichte ihn dem alten Manne.

„Meine selige Mutter läßt Euch noch viel tausend Mal grüßen, sagte er; sie wollte selber kommen und Euch um Vergebung bitten, aber sie ist gestorben.“

Die Hand des Greises schwannte, als er das Papier nahm; einige Minuten starrte er in das Schreiben, dann legte er es auf den Tisch und seine Stimme war fast tonlos, als er sagte:

„Lisbeth, die Kinder sind unsrer Martha Vermächtniß, es sind unsre Enkel.“

Im nächsten Augenblicke ruhte der Knabe am Herzen seines Großvaters, und die einsame Thräne, die langsam über die Wange des Greises schlich und auf die gefalteten Hände des Knaben tropfte, kündete auch ihm berebter als Worte, daß seine Hoffnungen ihn nicht getäuscht, daß das letzte Gebet seiner seligen Mutter erfüllt sei, und er und sein Schwesterchen nun wieder Elternherzen und eine schöne, sonnenhelle Heimath hätten.

## Die treuen Brüder.

Ballade von Franz Bonn.

**E**s standen zwei Brüder beisammen  
Als treue Soldaten im Feld,  
Sie hielten in Feuer und Flammen,  
Ein Jeder von ihnen ein Held.

So schritten sie enggeschlossen  
Zusammen in einem Glied,  
Sie kämpften als treue Genossen  
Und keiner vom Andern schied.

Das waren von Taube die Grafen,  
Zwei Helden aus Schwabenland —  
Und nennt man die Bravsten der Braven,  
So sei'n auch die Beiden genannt.

Da traf eine Kugel den Einen,  
Er sinket in brennendem Schmerz;  
Der Andere, ohne zu weinen,  
Drückt schweigend den Bruder an's Herz.

Doch wie er sich neiget zu Boden,  
Da trifft ihn das tödtliche Blei —  
Der Lebende sinkt mit dem Todten —  
So lagen und starben die Zwei!



## Stiefmütterchen.

Gedicht

von

Friedrich Oldenberg.

Original-Zeichnung von Oskar Fleisch.

Stiefmütterchen, guck' in die Höh',  
 Daß ich dir in die blauen Augen seh!  
 Du liebes Rosenangeficht,  
 Wo ist dein fröhlich Augentlicht?  
 Das Messerschneidet, das Messer sticht.  
 Merk auf, daß die Schüssel nicht zer-  
 bricht!  
 Stiefmütterchen, hörst du denn nicht?

Vom Himmel weht der Morgen-  
 wind  
 Und grüßt das herzige Menschenkind.  
 Stiefmütterchen, ich will bei dir  
 bleiben,  
 Will lustig dir die Zeit vertreiben,  
 Im Garten mit dir Versteckens spielen  
 Und dir die rothen Wangen fühlen.  
 — Hörst du denn nicht?

Da setzt sich auf die Bank der Spatz  
 Und zwitschert: Dieses ist mein Plaz!  
 Mein Magen ist leer!  
 Stiefmütterchen, mich hungert sehr.  
 Ich bitt dich, gieb mein Frühstück  
 her!  
 — Hörst du denn nicht?

Die Taube kollert vor Korn und spricht:  
 Marsch fort, du Wicht!  
 Du Bettelspaz, du Prasser!  
 Stiefmütterlein,  
 Ich bitt dich fein,  
 Gieb mir nur einen Schluck Wasser!  
 — Hörst du denn nicht?

Aber der Kater sitzt in Gedanken  
 Und kneift die Augen zu, die blanken.  
 Bellt ihm der Magen,  
 Geh't's euch an den Kragen!  
 Stiefmütterchen, guck' in die Höh,  
 Daß deinen Vögeln kein Leid gescheh!  
 — Hörst du denn nicht?

Stiefmütterchen aber lächelt und spricht:  
 Mein Messer schneidet, mein Messer sticht.  
 Seid nur so ungeduldig nicht!  
 Erst muß ich ein Gericht  
 Apfelsinn machen  
 Für die siebenundsiebzig Gäste  
 Zu meinem Hochzeitsfeste.  
 Wenn sie alle zusammen sind,  
 Dann spielt zum Tanz der Morgenwind.  
 Ihr lieben Vögelein  
 Sollt meine Brautjungfern sein,  
 Und der Kater  
 Ist der Brautwater.

# Bei dem Bienenvater.

Von

Carl Reinhold.

Holzschritte nach Original-Zeichnungen von Fedor Klinger und Oskar Plessch.



A. Bienenkönigin. B. Drohne.  
C. Arbeitbiene.

aut weinend kam mein Töchterlein aus dem Garten gelaufen; eine Biene hatte die Kleine in die Hand gestochen. Ich drückte den Stachel heraus und kühlte die geschwollene Hand mit frischem Wasser. Das Kind schalt auf die bösen Bienen und ereiferte sich darüber, daß ihnen der Schöpfer eine so schmerzende Waffe in dem kleinen Stachel verliehen habe. Da nahm ich die Gelegenheit wahr, dem Töchterlein solch thörichten Zorn ernstlich zu verweisen, und erzählte ihm dann mancherlei von dem wunderbaren Völkchen der Bienen. Als ich aber der Kleinen Aussicht auf einen Ausflug zu einem weit und breit bekannten Bienenvater machte, wollte sie erst nichts davon wissen; da ich ihr aber versprach, daß sicher kein Bienlein sie stechen sollte, regte sich die Wißbegier, und ich setzte den ersten schönen Tag für den Ausflug fest. An einem hellen, sonnigen Morgen brachen wir denn auch auf und wanderten dem benachbarten Dorfe zu, in welchem unser erfahrener Imker wohnte. Es war ein alter Auszügler, der allein im Leben stand, und seine ganze Liebe und mit ihr die treueste Pflege auf seine zahlreichen Bienenstöcke verwandte. Es war

nicht der Gewinn allein, der ihn lockte, es war mehr die Freude an dem Leben seiner Bienen, die ihn halbe Tage, ja ganze Tage lang bei dem Bienenstande festhielt. Der Imker oder Bienenvater war ein stattlicher Greis mit schneeweißem Haar; in seinem Munde hing eine kurze Pfeife, die von früh bis Abends dampfte; auf seinem vom Wetter gebräunten Gesicht ruhte ein tiefer Friede. Seine Bewegungen hatten etwas Festes und zugleich Gemessenes; man merkte es dem Manne wohl an, daß ihn nicht so leicht ein unvorhergesehener Umstand aus der Ruhe bringen konnte. — Wir fanden ihn eifrig bei seinen Bienen beschäftigt. Da sich mein Töchterlein scheute näher zu treten, rief ich ihm aus der Ferne einen Gruß zu. „Nur näher!“ war die Antwort, „heut sticht sicher keine!“ Ich winkte ihm und wies auf mein Kind. Er verstand mich, trat lächelnd zu uns und schüttelte mir als altem Freund grüßend die Hand.

„Hast gewiß Appetit nach einem Honigbrod,“ sagte er, mein Töchterlein streichelnd; „das sollst du haben, und zwar so groß du es haben willst.“ „Vor der Hand,“ antwortete ich an Stelle der schüchternen Kleinen, haben wir einen weniger süßen Wunsch; wir möchten uns einmal eure Bienenstöcke gründlich betrachten und uns in die Lehre nehmen lassen. Da aber diese da es kürzlich empfunden hat, daß ein Bienenstich schmerzt, möchte ich um eine Bienenkappe für sie bitten!“ — Da lachte der Imker, und rief: „Die Bienenkappe fehlte noch! Komm nur getrost mein Kind, halte dich fein ruhig und schlage nach keiner Biene, wenn sie dir um dein blondes Köpfschen summt; ich verspreche dir feierlich, daß dich heut keine stechen soll; ich kenne mein Völkchen. Hätten wir einen schwülen Gewittertag, dann möchte ich freilich für nichts stehen!“ Mit diesen Worten nahm er das noch immer ängstliche Kind bei der Hand und führte es zu seinem Bienenstande. Ich folgte und freute mich an dem lieblichen Anblick, Winter und Frühling gingen vor mir Hand in Hand. Wir traten nun den Stöcken behutsam nahe. „Vor Allem, mein Töchterlein,“ sagte der Imker freundlich, „betrachte dir einmal die Wohnungen meiner fleißigen Unterthanen, denn das sind sie; sie haben zwar

eine Königin, aber ihr rechtmäßiger Herr bin ich, denn mir müssen sie jährlich Tribut zahlen, süßen, duftenden Tribut, goldfarbigen Honig. — Als Material zu Bienenwohnungen wählt man leichtes Holz und Stroh, also ein Material, das im Winter vor der Kälte und im Sommer vor allzu großer Hitze Schutz giebt. Betrachte dir zuerst den ältesten meiner Stöcke. Was mag er früher gewesen sein? — „Ein Baumstamm,“ antwortete die Kleine, „das kann man ja noch ganz deutlich sehen.“ — „Du hast Recht,“ entgegnete der Bienenvater, „es ist ein ausgehöhlter Baumstamm. Diese Gestalt mögen früher alle Bienenstöcke gehabt haben; wilde Bienen wohnen ja noch heut in hohlen Bäumen. Dieser Stock hat aber viele Schattenseiten. Eine bessere Bienenwohnung bietet schon diese liegende aus Stroh geflochtene Walze dar; derartige Walzen liefern oft viel Honig; in einigen bienenreichen Gegenden liebt man dagegen Stöcke, wie du hier einen siehst, die einem kurzen und dicken Regal ähnlich sind und Strohfülper genannt werden. Außer diesen giebt es noch mancherlei andre Formen, aber alle leiden an dem Uebelstand, daß man die Bienen in ihnen nicht genau genug beobachten kann. Die Krone aller Bienenstöcke siehst du hier; diesen Stock verdanken wir einem der größten Bienenzüchter, dem Pfarrer Dzierzon. — Hier steht ein noch unbewohnter, und an ihm will ich dir die treffliche Einrichtung dieser Bienenwohnung klar machen.“ — Der Bienenvater öffnete den Stock, indem er das hintere Brettchen herausnahm. — „Du siehst,“ sagte er zu der aufmerksamen Kleinen, „daß dieser aus leichtem Holz gebaute Stock aus zwei Theilen besteht. Der untere ist von dem obern durch ein Brett abgeschlossen; dieser untere Theil bildet den Brut- und Lagerraum; hier werden die Bienen groß gezogen, und der Honig und Blumenstaub, der hier aufgesammelt wird, dient den Bienen zur Nahrung. Der obere Theil ist nur für Honig bestimmt, und hier hole ich mir meinen Miethzins. Wenn der untere Raum gefüllt ist, öffne ich an der Hinterwand über dem Flugloch einen engen Eingang, so eng, daß die Königin nicht hindurchschlüpfen kann, damit sie mir in diesem Räume nicht auch Eierchen in die Zellen legt und dagegen die Arbeitsbienen die Zellen mit Honig füllen. — Hier in der Mitte bemerkst du übrigens noch ein rundes Loch; in dieses stecke ich, wenn ich im Winter die Bienen füttern muß, eine Flasche, die mit Honig gefüllt ist, den ich in warmem Wasser aufgelöst habe; über die Oeffnung binde ich ein Leinwandläppchen, und an diesem saugen die Bienen.“ —

Deutsche Jugend. I.

„Wozu dienen denn diese vielen kleinen Rähmchen?“ fragte die Kleine. „Diese Rähmchen sind eine feine Erfindung und erleichtern ungemein die Pflege der Biene. In diese Rähmchen hinein bauen die Bienen ihre Zellen, und da ich jedes herausnehmen kann, so kann ich den ganzen Bienenstock zerlegen.“ — „Aber dann stechen dich doch die Bienen?“ fragte mein Töchterlein ängstlich. „Ohne Stich geht es freilich nicht immer ab, aber ich bin an das Gestochenwerden so gewöhnt, daß ein Bienenstich mich nur wenig schmerzt. Ich habe weit über tausend Stiche erhalten, und meine Natur hat sich an das Bienengift gewöhnt. Nur sehr selten ruft ein Stich bei mir noch eine Geschwulst hervor. Uebrigens helfe ich mir auch mit meiner Tabakspfeife, vor der die Bienen einen gewaltigen Respekt haben. — Doch nun komm und tritt einmal hier an die Seite dieses Stockes, und hab' auf das emsige Volk wohl Acht.“ — Nicht ohne Scheu trat die Kleine an den bezeichneten Ort, merkte aber bald zu ihrer Freude, daß die Bienen sie nicht beachteteten. „Siehst du, wie schwer beladen sie heimkommen? Weißt du auch, was sie tragen?“ „Ja!“ rief die Kleine, „ich sehe, daß sie mit rothen und gelben Höschchen geflogen kommen, das ist Blumenstaub; der Vater hat mir auf dem Wege hieher erzählt, daß sie den Blumenstaub an ihren kleinen Beinchen eintragen.“ „Richtig bemerkt,“ sagte der Imker freundlich, „was die einen betrifft; die andern dagegen bringen Honig getragen.“ — Lange sah mein Töchterlein dem munteren Treiben zu, endlich aber sagte der Imker: „Es wird Zeit, daß ich dir nun auch einen bevölkerten Stock zeige. Jetzt sollst du sehen, was du weit und breit auf keinem Bienenstande zu sehen bekommst. Das ist eine Rarität, mit der ich mir selbst ein Extravergnügen gemacht habe. Er hob von einem Stocke eine hölzerne Umhüllung ab, und unserm erstaunten Blicke zeigte sich ein ganz aus Glas gebauter stark bevölkerteter Bienenstock; Wabe hing neben Wabe, und zwischen den Waben trieb sich das fleißige Völkchen umher. —

„Vater! sieh nur, welche Menge Bienen! das müssen ja Tausende sein,“ rief die Kleine. Der Imker hatte seine stille Freude an der Ueberraschung, die er uns bereitet hatte, und sagte lächelnd: „In diesem Stocke lebt nur ein schwaches Volk, aber Tausende zählt es freilich. In einem vollreichen Stocke können sich gegen fünfzigtausend Bienen befinden.“ Der Bienenvater stülpte die Holzbedeckung wieder über den Glaskasten und sagte: „Jetzt sollt ihr noch eine zweite Rarität zu sehen bekommen, einen Miniaturhonigstock.“ Mit diesen Worten hob er

vom nächsten Stocke ein kleines Holzkästchen ab, und unwillkürlich riefen wir beide: Ah! denn ein wunderbar lieblicher Anblick bot sich uns dar. Unser alter Freund hatte hier vor längerer Zeit eine Glaskugel aufgesetzt, und in diese hatten die Bienen in Form eines Sternes blendend weiße Waben gebaut, aus denen uns der Honig entgegen funkelte. „Das giebt ein Hochzeitsgeschenk“, sagte der Imker zu mir gewandt; „es soll dem jungen Paare während der Honigmonate nicht an

Honig fehlen. In einigen Tagen werden meine

Bienen ihr Kunstwerk vollendet haben. Ich hoffe, daß sich die Glaskugel auf der Hochzeitstafel gut ausnehmen soll. Uebrigens macht eine derartige Spielerei viel Mühe und gelingt nicht immer so gut, wie sie mir hier gelungen ist.“

Er verdeckte hierauf die Glaskugel wieder und sagte dann zu meinem Töchterlein: „Jetzt soll es an das

Hauptwerk gehen. Als ihr kamt, wollte ich eben einen Stock aus einander

nehmen, um nach der Königin zu sehen; nun will ich es vor euren Augen thun. Damit ich dir aber mein Wort halte und kein Bienlein dich sticht, mein liebes Kind, will ich dir erst meine alte abgedankte Bienenhaube holen; dein Vater mag sich mit seiner Cigarre behelfen.“ Er ging in sein Stübchen und brachte gleich darauf eine Bienenhaube getragen, die er der Kleinen über den Kopf zog; das Kind sah lustig genug unter der großen Bienenhaube aus, die der Bienenwatter sorgsam unter dem Halschen fest band. „So;“ sagte er, „jetzt kannst du getrost mitten unter einen Bienenschwarm treten, nur das Kleidchen

wollen wir noch um die Handschuh festbinden, damit dir kein stechlustiges Bienchen auf den Arm kriechen kann. — Und nun an's Werk!“ — Wir traten zu einem seiner Stöcke; er setzte eine Lade, Wabenlade genannt, neben sich, öffnete den Stock und nahm ein eigenthümlich geformtes Instrument, das er Wabengabel nannte, in die Hand. Mit diesem Instrument hob er behutsam eine Wabe aus dem Stocke und zeigte sie uns.

„Seht euch die Zellen genau an. In dieser Wabe sind alle Zellen einander gleich; sie sind, wie ihr bemerkt, sechseckig. Es sind Zellen für die Arbeitsbienen. Hier sind sie mit Honig gefüllt, doch nur zum Theil, die Bienen sind mit ihrer Arbeit noch nicht fertig. — Alle Bienen, die ihr hier seht, sind Arbeitsbienen.“ — Wir betrachteten die Wabe aufmerksam; die Bienen blieben ruhig sitzen, und der Bienenwatter hing die Wabe in die Lade. Der

ersten Wabe

folgte die zweite, der zweiten die dritte. „Achtet hier auf diese größeren Zellen,“ sagte er, „diese sind für die Bienenmännchen, für die Drohnen gebaut. Seht euch hier diese dickköpfige wohlbeleibte Biene an, ihr könnt sie leicht von den andern unterscheiden; es ist eine Drohne.“ — Bei der folgenden Wabe schien sich das Auge des Alten in die auf der Wabe wimmelnden Bienen hineinzubohren. Plötzlich rief er: „Hier ist sie! seht ihr sie! Es ist ein schmuckes, schlantes Ding. Das ist eine Königin, die Mutter des ganzen Stockes. Und seht nur! hier hat mein Bößchen auch eine neue Weiselwiege, eine Wiege für eine junge Königin gebaut. Diese Zelle ist größer



als alle übrigen, und gleicht einer Eichel. Der Stock hat Lust zu schwärmen, er will ein neues Reich gründen.“ — Wir waren seinen Winken gefolgt und der Bienenwatter sagte: „Nun, mein Töchterlein, hast du das Hauptsächlichste gesehen. Diese kleinen und großen Zellen sind die Wiegen für die Larven und Nymphen der Bienen. In den kleinern werden Arbeitsbienen, in den größern Drohnen groß gezogen. Alle diese Zellen dienen aber auch als Gefäße für Honig; in einige stampfen die Bienen auch Blumenstaub ein. Wenn die Zellen mit Honig gefüllt sind, dann verschließen sie die Bienen mit einem dünnen Wachdeckel. — Uebrigens dient die Wiege den Bienen gar oft auch als Grab; wenn ein Volk im Winter stirbt, findet man oft die kleinen Bienenleichen in den leeren Zellen liegen.“ — Der Bienenwatter setzte hierauf wieder mit seiner Wabengabel Wabe um Wabe ein, schloß den Stock und sagte: „Hörst du, wie sie da drinnen so fröhlich summen? Sie freuen sich, daß sie wieder bei ihrer Königin sind. Doch du wirst wohl noch manche Frage auf dem Herzen haben. Wir wollen jetzt auf mein Stübchen gehen, dort will ich dir, während du ein Honigbrod verspeisest, noch mancherlei von meinen Lieblingen erzählen, was dich und sicher auch deinen lieben Vater interessiren wird.“ —

Wir stiegen eine schmale Stiege hinauf und traten in ein helles und äußerst rein gehaltenes Stübchen ein. Unser Freund ging in die Kammer und kam mit einem gewaltig großen Honigbrod zurück. „Das ist für dich, mein Kind,“ sagte er; „deinem Vater darf ich keins anbieten, der lobt sich seine Cigarre, aber ein Glas von meinem Honigwein verschmäht er sicher nicht.“ Mit diesen Worten füllte er aus einer Flasche zwei Gläser voll. Wir stießen an, ich trank und fand den Wein trefflich und einem feinen Spanischen Traubenwein sehr ähnlich. — Der Alte lachte und sagte: „Sie sehen, lieber Herr, ich kann einen Weinberg entbehren; meine Untertanen versorgen mich reichlich mit Wein. Doch nun soll das Schulmeistern angehen. Dort auf dem kleinen Regal stehen meine Lehrherrn: Dzierzon, von Berlepsch, Vogel und einige andere. Gute Dienste hat mir auch die Bienenzeitung geleistet, die ich mir halte. — Seht aufgemerkt, meine kleine Schülerin! In einem Bienenstocke giebt es dreierlei Bienen, die man leicht von einander unterscheiden kann, wie du bereits gesehen hast. Die wichtigste Biene im Stocke ist natürlich die Königin, sie ist länger und auch glätter gebaut, als alle übrigen Bienen, und hat einen gekrümmten Stachel, von dem sie aber nur selten Gebrauch macht; ihr

ähnlich, doch kleiner von Gestalt, sind die Arbeitsbienen, deren Stachel gerade ist; die Drohne, die männliche Biene, ist dicker als die übrigen und stachellos, sie hat ihren Namen von ihrem dröhnenden Fluge erhalten. — Das einzige ausgebildete Weibchen im Stocke ist die Königin. An ihr sieht man, was eine gute Erziehung thut; du mußt nämlich wissen, daß die Bienen aus jedem Ei einer Arbeitsbiene eine Königin erziehen können.“ „Wie? aus jedem Ei einer Arbeitsbiene kann eine Königin werden?“ fragte erstaunt mein Töchterlein. „Gewiß!“ antwortete der Imker, „es ist bei uns auch nicht anders; man kann jedes kleine Bettelkind zu einer feinen vornehmen Dame erziehen.“ „Aber wie fangen es die Bienen an, wenn sie sich eine Königin erziehen wollen?“ fragte die Kleine weiter. „Das ist leicht gesagt,“ war die Antwort, „sie bauen eine Königszelle und die Königin legt ein Ei hinein; in dieser Wiege kriecht die kleine Larve aus und wird wie jede andere mit Futterjaft von den Arbeitsbienen gefüttert; während aber die übrigen Larven bald mit Honig und Pollen fürlieb nehmen müssen, wird die junge Königin nur mit königlichem Futterjaft gefüttert. — Kann die Larve in der Zelle sich aufrichten, so wird von den Arbeitsbienen ein Deckelchen aus Wachs über die Zelle gebaut. Nun spinnst sich die Larve oder Made ein und heißt Nymphe. — In diesem Zustande bleibt die Königin nur acht Tage, während das andere Volk der Arbeitsbienen zwölf und die Drohnen sogar vierzehn Tage Nymphen bleiben müssen. — So wird es der Königin schon in der Wiege gesungen, daß sie zu hohen Dingen bestimmt ist. Um aus einem Ei eine flügge Königin zu werden, braucht die Königin nur vierzehn Tage. Die Königin verläßt jetzt den Stock, nur um sich hoch in der Luft eine Drohne zum Gemahl zu wählen. Sie kehrt aber stets ohne denselben in den Stock zurück und lebt nun als Wittwe, aber nicht als trauernde Wittwe, denn jetzt beginnt ihre Thätigkeit.“ „Was hat denn die Königin im Stocke zu thun?“ fragte die kleine Wißbegierige. Der Bienenwatter antwortete lächelnd: „Ihre ganze Arbeit besteht darin, daß sie Eier legt; aber im Eierlegen ist sie um so fleißiger, denn sie legt oft zwölf hundert an einem Tage, und denke dir, sie legt immer in die kleinern Zellen nur Eier, aus denen Arbeitsbienen, in die größern nur Eier, aus denen Drohnen werden. So ist demnach die Königin die Mutter ihres zahlreichen Volkes. Sie wird von den Arbeitsbienen, wie auch die faulen Drohnen, mit Speisefaft gefüttert, den Honig dagegen entnimmt sie selbst den Zellen.“ „Giebt es denn in einem Stocke

nur eine Königin?“ fragte mein Töchterlein. „In der Regel,“ lautete die Antwort — „befindet sich nur eine Königin im Stöcke. Wollen die Bienen aber schwärmen, dann erziehen sie sich eine junge Königin. Ist diese erwachsen, so verläßt in den meisten Fällen die alte Königin mit einem Schwarm ihrer treuesten Unterthanen den Stock und gründet ein neues Reich, wobei wir ihr gern zu Hülfe kommen, indem wir den Schwarm einfangen und ihm eine leer stehende Wohnung anweisen.“ „Was machen die vielen andern Bienen im Stöcke, tragen sie alle nur Honig und Pollen ein?“ „Nein, kleine Wißbegier,“ sagte freundlich der Alte, „das kleine Völkchen hat gar mancherlei zu thun. Die größte Zahl machen die Arbeitsbienen aus. Von diesen sind einige beschäftigt Zellen aus dem Wachs zu bauen, das sie zwischen ihren Ringen ausschwitzen; andere tragen Honig oder Pollen ein; noch andere haben mit der Fütterung der Larven zu thun; einige kehren wohl auch mit Wasser zurück, und eine kleine Zahl bildet die Leibgarde der Königin.“ Ich konnte mich nicht enthalten auch nach der Bestimmung der Drohnen zu fragen, und der Imker antwortete: „Die Drohnen sind, wenn die Königin sich aus ihnen einen Gemahl gewählt hat, nur noch faulenzende Kostgänger im Stöcke; deswegen entledigen sich die Arbeitsbienen derselben, so wie es ihnen an Tracht zu mangeln anfängt; sie werden aus dem Stöcke hinausgetrieben und müssen jämmerlich umkommen. Diesen Vorgang nennt man die Drohnenschlacht. Hier heißt es, wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“ Der Bienenvater schwiez einige Augenblicke, dann aber fuhr er fort: „Die Bienenzucht wäre die erfreulichste Beschäftigung, wenn die Bienen nicht mancherlei Krankheiten ausgefetzt wären und von argen Feinden verfolgt würden. Hat man nicht immer die Augen offen, kann man gar leicht um einen Bienenstock kommen. Der Bienenvater muß immer auch ein Bienendoctor sein. — Auch vor ihren Feinden sind die Bienen schwer zu schützen.“ — Die Kleine sah den Imker fragend an,

und derselbe sagte: „Ich merke schon, du möchtest nun gern auch die Feinde der Bienen kennen lernen. Sieh, mein Kind, der süße Honig verleidet gar manches Thierlein zum Naschen, auch giebt es ärgere Bienenfeinde, die nach den Bienen selbst lüftern sind. Zu den letztern gehören Wiesel, Schlangen, Eidechsen, Frösche und Kröten; selbst in der Luft sind sie nicht sicher, gar manches Bienehen wird von Fliegenschnäppern, Rothschwänzchen und Sperlingen weggeschnappt, und selbst der große Hans Klapperbein verschmäht es nicht, dem fleißigen Volke nachzustellen. Doflers dringen auch Wespen und Hornissen in den Stock ein und nähren sich vom leichten Honigraub. Der ärgste Feind aber ist eine einsam lebende Wespe; sie führt daher auch den Namen „Bienenwolf“. Diese packt die Bienen, die auf Blumen sitzen, lähmt sie durch einen Stich und trägt sie in ihren Bau. — Doch dein Vater sieht nach der Uhr; der Unterricht scheint ihm zu lange gedauert zu haben, und in deinem Köpfehen wird es wohl auch wie in einem Bienenschwarme summen. Ehe du aber gehst, will ich dir noch ein kleines Andenken für dein Mütterlein mitgeben.“ — Der Bienenvater ging wieder in seine Kammer und brachte in einem Körbchen eine mächtig große Wabe. „Nur keine Umstände gemacht,“ sagte er, als die Kleine zögerte das Geschenk anzunehmen, „es giebt dieses Jahr eine reiche Tracht.“ — Mit herzlichem Danke schieden wir von dem freundlichen Greise. Unterwegs bat mich mein Töchterlein, ich möchte mir doch auch einen Bienenstock anschaffen. Wer weiß, was geschieht. Der Bienenvater hat mir längst einen kräftigen Stock in den Garten stellen wollen, und ich kann es nicht leugnen, er versteht es trefflich, für seine Lieblinge zu begeistern; ich merkte auch gar wohl, daß Vieles, was er mittheilte, mehr für mich, als für mein Töchterlein berechnet war. — In meinem Innern aber war das Wort des Psalmisten lebendig geworden: Groß sind die Werke des Herrn, und wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran. —

## Sprüche

von Carl Enslin.

Wer Andre richtet allzuscharf,  
Das Gleiche nur erwarten darf.

Macht dir die Armutz bittere Schmerzen —  
Sei nur nicht arm im Geist und Herzen.

Wohlthaten kannst du doppelt spenden,  
Wenn du sie giebst mit zarten Händen.

Von Andern Dank erwarten — weile!  
Selbst Dank zu sagen aber — eile!

## Die jungen Sammler

von

Gustav Jaeger.

Initial-Signette von Fedor Hlizer.

I.



u Max!  
gestern war ich  
im Naturalien-  
kabinet und da  
zeigte man gerade  
einigen Herrn —  
's war ein Pro-  
fessor dabei —  
die Schmetter-  
lingsammlung, die  
ich schon lang  
gerne einmal ge-  
sehen hätte, aber  
sie ist immer ein-  
gesperrt. Jetzt  
hab ich's gesehen!  
Ich sag dir! es  
sind wenigstens

fünzig große Kästen voll, und wie die Schmetterlinge schön sind! alle ganz gleich aufgespannt und gar nichts verwischt und zerrissen daran, wie's bei unsern ist. Hinter jedem steckt ein Blättchen Papier mit einer ganz kleinen Nadel und da steht darauf, wie der Schmetterling heißt und wo er her ist, aber alles lateinisch. Ja, und dann wie das geschieht ist! Auch der Boden des Kastens ist von Glas und sind nur Streifen aufgeleimt, auf denen die Schmetterlinge stecken; wenn man dann den Kasten umdreht, so sieht man sie auch von unten!"

Und so ging's fort mit Erzählen, denn der Franz war mit seinem Schmetterlingsnetz zum Max gekommen, um ihn abzuholen; das hatten sie den Vormittag zuvor in der Schule ausgemacht, weil der Max von seinem Vater auch ein Schmetterlingsnetz bekommen hatte und ein ganzes Papier voll Nadeln.

Auf der Wiese am Fluß unten ging's jetzt lebhaft zu, die beiden Knaben hatten da und dort einem Schmetterling nachzuspringen — es war ein Glück, daß

die Wiesen frisch gemäht waren — und bald hatte jeder über ein halb Duzend davon auf seiner rothen Kappe stecken.

„Du, sieh mal, wer dort kommt!“ rief der Max! Ein Mann in hohen Stiefeln, einen Korb um den Leib gebunden mit einer fürchterlich langen Peitsche in der Hand, ging eben an den Weidenbüschen herauf und trat an einer offenen Stelle zum Wasser.

„Der wird wahrscheinlich Fische fangen, die lange Peitsche ist eine Angelruthe; in dem neuen Bilderbuch, das ich vorige Weihnachten bekommen habe, ist so einer gemalt.“

„Komm, da gehen wir hin, das möchte ich doch einmal sehen.“

Anfangs getrauten sie sich nicht recht, es sah so gefährlich aus, wie der Mann alle Augenblicke die Peitsche hoch über dem Kopfe schwang, daß es pfliff, und mit der Schnur in's Wasser sizte. Mit einem Male ging aber die Schnur nicht mehr heraus aus dem Wasser, der Mann bewegte seine Ruthe die sich ganz herabzog, so sonderbar.

„Er hat einen!“ rief der Franz, der etwas älter und klüger war, und nun hielt sie's nicht mehr, sie liefen dicht hinzu und sahen, wie's im Wasser hin und her schoß, und der Mann bald die Schnur länger ließ, daß der Fisch fast in die Mitte hineinschwamm, und wie er ihn dann wieder hereinhaspelte, denn die Schnur war unten an der Ruthe auf einem Rad aufgewickelt.

Jetzt sah der Mann die beiden Buben mit ihren Schmetterlingsnetzen.

„Jungens, da kommt her und geb mir einer fein Netzen! aber rasch!“

Er hatte eben die Schnur so kurz als möglich eingezogen und man sah deutlich einen großen Fisch, wie er sich wälzte und hin und her geschleppt wurde. Der Mann zog ihn, die Ruthe in der Linken, ganz nahe herbei und schob das Schmetterlingsnetz, das

er in der Rechten hielt, vorsichtig unter den Fisch, was ihm freilich nicht auf das erste Mal gelang, da der sich noch ein paar Mal wehrte. Jetzt war er drin — er ging freilich kaum hinein — und fast wäre das schwache Netzchen gebrochen, wenn der Mann es nicht vorsichtig herausgeschleift hätte. Aber die Freude von den Buben, als der schöne große Fisch — er war so lang als dem kleinen Max sein Arm — auf der Wiese zappelte! Der Mann faßte ihn im Genick, löste das kleine scharfe Eisen, das ihm in der Lippe saß, und schlug ihn ein paar Mal heftig mit dem Kopf gegen einen Weidenstamm, bis er nicht mehr zappelte.

„So, Buben, jetzt könnt ihr ihn euch ansehen; das ist ein Schuppfisch.“ Der Franz nahm ihn gleich in die Hand, besah sich das große Maul, die schönen rothangelaufenen Flossen und den glatten großgeschuppten Leib, und konnte nicht begreifen, daß der schwere Fisch von dem dünnen glänzenden Fädchen nicht mehr losgekommen war.

„Wenn ihr mir den Fisch nachtragen wollt — er geht nicht in den Korb hinein — könnt ihr ein wenig zusehen, wie man's macht; wollt ihr?“

„Ja freilich“, sagte der Franz, und sein ganzes Gesicht leuchtete, als er zu dem Manne hinauf sah; er staunte aber nicht wenig: das war der Professor, den er gestern im Naturalienkabinet gesehen und der den Andern so viel von den Schmetterlingen, die er zeigte, gesagt hatte.

Stolz schritt er mit seinem Fisch, den der Professor in einen Netzbeutel gesteckt hatte, hinterdrein, der Max aber etwas betrübt: sein Netz war ganz voller Schmutz und als er näher darnach sah, hatte es auch ein Loch bekommen.

„Da wird die Mama schön zanken,“ dachte er bei sich, „wenn ich mein neues Netz gleich das erste Mal so ruinire.“ Zu sagen getraute er sich freilich nichts und er vergaß es dann bald, als das Fischen wieder anging. Der Professor zog eine Blechschachtel aus der Tasche, drehte den Deckel so, daß ein Loch in letzterem und ein anderes im untern Schachtelstück auf einander zu stehen kamen, und hatte eine Heuschrecke, die den Kopf herausstreckte, um ihr eine ganz kleine Angel so in den Leib zu schieben, daß die Spitze nur hinten noch ein ganz klein wenig vorsah.

„Aber Herr Professor, reißt denn das dünne Kopshaar da nicht?“ fragte Franz, der schon zutraulich geworden war.

„Woher kennst du mich denn, Kleiner?“ war des Professors Gegenrede, dem es auch schon vorgekommen, als müßte er ihn irgendwo gesehen haben.

„Ich war gestern im Naturalienkabinet, wo Sie die schöne Schmetterlingsammlung den Andern wiesen.“

„Richtig ja! hat dir's gefallen? hast wohl selbst eine Sammlung?“

„Ja, aber mir gefällt meine gar nicht mehr, seit ich gestern die gesehen hab; so schön sind meine Schmetterlinge nicht aufgespannt.“

Eben flog die Heuschrecke an der Angel wieder auf's Wasser so leicht und täuschend, als fielen sie von ungefähr aus der Luft, und ein Schwall im Wasser verrieth, daß sofort ein Fisch darnach gesprungen war — ein Ruck und hoch im Bogen flog der Fisch durch die Luft und plumpste hinten in's Gras.

„Du hast vorhin gefragt, ob dieses dünne Kopshaar da nicht reiße?“ hub der Professor wieder an, als er den Fisch ablöste. Das ist kein Kopshaar sondern Seide, aber keine gesponnene. Die reifen Seidenwürmer zerreißen man in lauwarmem Wasser und zieht den Seidenstoff, der wie ein zäher Schleim ist, aber herausgenommen rasch erhärtet, unter Wasser zu diesem glasigen Faden aus, den der Fischer „Boil“ heißt; der ist sehr fest und der Fisch sieht ihn nicht.“

Bald biß einer um den andern. Freilich waren sie nicht so groß wie der erste, aber die Menge macht es auch, und der Korb, in den der Professor die kleineren Fische steckte, wurde immer schwerer; auch ging es jetzt schon dem Abend zu.

„Lassen wir's gut sein, Buben, wir haben für heute genug“, sagte der Professor, löste die Angel von der Schnur, rollte letztere auf, zerlegte die Ruthe in vier Stücke, die er in einem Futteral barg, und so ging's heimwärts.

„So, so, ihr seid also junge Schmetterlingsjämmler!“ und dabei deutete der Professor auf ihre Mützen, wo die gefangenen Schmetterlinge staken. „Das müßt ihr aber nicht thun: wenn ihr die Dinger so da oben herum steckt, da bläst der Wind die Flügel hin und her, daß sie sich zerschinden, und wenn euch ein Zweig streift, so reißt er sie gar entzwei! Habt ihr zu Hause keine Botaniscapfeln?“

„O freilich!“ war die Antwort.

„Vielleicht so eine, die überdieß noch eine besondere Abtheilung hat?“

„Ja wohl!“

„Nun also! Da macht man auf dem Boden der kleinen Abtheilung eine Kork- oder Torfplatte fest. Wenn die Schmetterlinge da drin stecken, kann ihnen nichts mehr passieren. Die große Abtheilung ist dann gut um die Raupen und ihr Futter hineinzuthun und das was man sonst zum Fangen braucht. Ihr

müßt allemal die Botanisirbüchse mitnehmen, sonst bringt ihr nichts Gescheidtes heim. Dann dürft ihr auch die Nadel nicht nur so hineinstecken, wie's gerade kommt, die muß schön mitten durch den Buckel, und den Schmetterling schiebt man bis mitten auf die Nadel herauf. Soll ich euch einmal mitnehmen, wenn ich Schmetterlinge fange?"

Da lachten die Beiden still vergnügt in sich hinein, machten aber große Augen, wie es hieß, sie sollten noch heute Abend zu ihm kommen, er wolle auf den Nachtfang gehen; denn das hatten sie nicht gewußt, daß man auch bei Nacht Schmetterlinge fangen könne.

Nicht weit von des Professors Wohnung — man steigt in zehn Minuten hinauf — am Rande des Waldes steht eine einzelne Linde mit Bänken darunter, ein beliebter Aussichtspunkt. Die sandte jetzt Wolken von Wohlgerüchen aus, denn sie war über und über mit Blüten bedeckt. Drunten lag die Stadt in bläulichen Dufte gehüllt, von grün-schimmernden Rebhügeln und Obstgärten umkränzt. Im Gold der Abendsonne erglänzten die Landhäuser an den Gehängen drüben. Thalwärts schweifte der Blick in die grünende Landschaft und auf ferne Waldbekrönte Höhenzüge, die immer mehr mit dem Horizont in Eins verschmolzen, je weiter am Himmel das Abendroth verglastete. Laue Lüfte stiegen am Gehänge empor, das laute Getriebe der Stadt sandte gerade noch seine letzten Wellen herauf, sie glichen dem Gesumme der geschäftigen Bienen und Hummeln in den Wipfeln der Linde.

So war's, als sich die Knaben und der Professor dort zusammensanden, letzterer mit einer Laterne in der Hand, einem großen Tuche unter dem Arm und dem Netze.

„So fangt jetzt nur an! So lang's noch hell ist, könnt ihr am besten ein Paar Pistolenvögel fangen; da schwirrt schon einer an dem Blütenbüschel.“

Franz hatte ihn auch gleich, aber wie er den Falter todtbrücken wollte, nahm ihm der Professor das Netz aus der Hand.

„Die Nachtschmetterlinge darf man nicht zerbrücken, sonst werden sie jedesmal verschunden.“ Dabei zog er eine Flasche mit Schwefeläther aus der Tasche, sah gegen das Licht, wo der Schmetterling im Netz steckte, beschüttete ihn durch dasselbe hindurch rasch mit ein Paar Tropfen davon und schüttelte ihn

dann behutsam auf die Hand. Der Falter war tropfnaß, als ihn aber der Professor an der Nadel eine Weile von hinten nach vorn angeblasen hatte, war alles verflüchtigt, der Haarpelz am Leibe hob sich wieder und Franz strahlte vor Freude — so schön hatte er noch keinen aus dem Netz heraus bekommen.

Bald ging's nicht mehr ohne Laterne. Mit der wurden die unteren Zweige beleuchtet und alle Augenblicke sah man eine Schmetterlingsseule vor einem Blüthenschafte schwirrend gaulen, und der Professor hatte seine Freude daran, wie schnell die luchsäugigen Buben die Dinger sahen. Und die? — ganz närrisch waren sie. Da gab's Schmetterlinge über Schmetterlinge und alle möglichen, die sie noch gar nicht gesehen hatten. Der Max fing einen Tannenpfeil und einen Weinschwärmer, der Franz einen herrlichen großen gelben Hollunderspanner, und die Namen von den vielen Eulenarten, die ihnen der Professor nannte, die konnten sie sich gar nicht alle merken.

„Getraust du dich auf den Baum hinauf zu steigen?“ fragte der Professor den älteren Knaben, und als der gleich ansaßte und im Nu oben war, breitete der Professor sein großes weißes Tuch unter einen der Aeste und rief dem Franz, er solle auf denselben heraus steigen und schütteln. — Wie die Maikäfer plumpten da die Eulen herunter und blieben betäubt liegen, so daß man gar kein Netz brauchte. Rasch ein Paar Tropfen Aether drauf geschüttet, waren sie todt.

So ging's von Ast zu Ast, und wenn man rund herum war, so konnte man wieder von vorn anfassen. Die ganze Schachtel, die der Professor mitgebracht hatte, war voll — wohl fünfzig Stück und darüber!

„Buben, wißt ihr auch, daß es bald zehn Uhr ist? Wir könnten freilich noch bis Nachts zwölf Uhr fortfangen und später kommen immer wieder andere Arten, aber ihr müßt jetzt heim, sonst sorgen sich eure Eltern. Die Schmetterlinge will ich nur alle selbst mitnehmen. Morgen nach Tisch könnt ihr eure Sachen bei mir abholen, dann zeig ich euch auch gleich, wie man die Falter richtig aufspannt.“

Die Schmetterlinge hätte der Franz freilich gern gleich mitgenommen und daheim gezeigt, aber es ging nicht, weil keiner von ihnen eine Schachtel bei sich hatte.

(Ende des ersten Artikels.)

## Zwei Kinderlieder

von

Julius Sturm.

### Der Knabe und das Murmelthier.

Mein Lodenköpfchen komm zu mir!  
Was siehst du heut so fern?  
Vom Murmelthier erzähl' ich dir,  
Ich weiß, du hörst es gern.

Wo hoch der Schnee auf Alpen thront  
Im freien Schweizerland,  
Dort liegt das Haus, darin es wohnt,  
An steiler Felsenwand.

Gar munter huscht es ein und aus,  
Macht Männchen oft dabei,  
Sucht Gras und Wurzeln sich zum Schmaus,  
Ein kleiner Sorgenfrei.

Doch wenn es einen Jäger sieht,  
Dann warnt es Weib und Kind  
Mit lautem, gellem Pfiff und flieht  
Ins Hänslein wie der Wind.

Im Winter aber schläft es still  
In seinem warmen Haus,  
Und wer das Thierlein fangen will,  
Der gräbt den Schläfer aus.

Sein zornig Pfauchen hilft ihm nicht;  
Schon geht das Tanzen an,  
Und tanzen muß der arme Wicht,  
So gut er's immer kann.

Ein kleiner Knabe trägt es fort  
Weit in ein fremdes Land,  
Und läßt es sehn von Ort zu Ort,  
Sein Hütlein in der Hand.

Den Armen trieb die bitter Noth  
Aus seiner Heimath Schooß;  
Denn auf den Alpen reißt kein Brod,  
Dort wächst nur Gras und Moos.

Nun zieht er durch die weite Welt,  
Und nimmt, was man ihm giebt,  
Und hat sein Herz auf Gott gestellt  
Und weiß, daß Gott ihn liebt.

Doch ob die Städte blank und schön  
Und blühend ihr Revier,  
Er sehnt sich nach den Alpenhöhn,  
Der Knabe wie sein Thier.

### Das Vogelnest.

Tritt leise Kind, daß ich das Nest dir zeige,  
Die kleine Wiege ruht auf schwankem Zweige.  
Still, reg' dich nicht und bleibe ruhig stehn!  
Ich hebe dich empor; du sollst es sehn.

Bei Seite heb' ich sacht der Zweige Spitzen;  
Siehst du nicht dort zwei schwarze Neuglein blißen?  
Sie blicken nach uns beiden unverwandt;  
Das Böglein dort sitzt auf sein Nest gebannt.

Jetzt regt es sich; husch! ist's davon geflogen,  
Doch fliegt's um uns in immer kleinern Bogen  
Und klagt und mahnt, wir sollen wieder gehn.  
Hast du die Eierchen im Nest gesehn?

Kaum sind wir fort, so fliegt das Böglein wieder  
Auf's Nest und breitet sorgsam sein Gefieder,  
Und sitzt auf seinen Eiern unbewegt,  
Bis sich geheimnißvoll das Leben regt.

Es pikt und pikt, — und wenn ein Ei zerbrochen,  
So kommt ein Böglein an das Licht gekrochen.  
Ein winzig Ding; die Mutter deckt es zu,  
Denn nackt kam's auf die Welt, wie einst auch du.

Bald hecht ein ganzes Hänslein in der Wiege.  
Der Vater bringt ein Würmlein, eine Fliege,  
Ein Käuplein, das am grünen Blatt genascht,  
Ein Mücklein, das er flink im Flug erhascht.

So nährt er sie; bald folgt ihm hin und wieder  
Die Mutter auch, fliegt suchend auf und nieder  
Und hilft mit sorgen für die kleine Schaar,  
Bis jedem wuchs ein Kleid und Flügelpaar.

Dann geht es husch! und husch! bis sich die Zungen  
Mit flüggen Flügeln aus dem Nest geschwungen;  
Im Wald zerstreut sich flink das kleine Heer  
Und in dem Busche bleibt das Nestchen leer.

Und hängt es leer auf seinen schwanken Zweigen,  
Dann holen wir's und dann will ich dir zeigen,  
Wie voller Kunst, wie zierlich, weich und fest  
Ein Böglein baut für seine Brut das Nest.



## Ein falscher Wildbraten.

Geschichtliches Bild von Gustav Zahn.



anach einer unter unseren jungen Lesern wird bereits wissen, ohne daß er ein Kochbuch studirt hat, um welches Geheimniß es sich in der Ueberschrift handelt; denn bei den theuern Preisen eines wirklichen Rehbratens pflegt die Frau Mutter dann und wann zur Abwechslung mit einer wildgemachten

Hammelkeule zu traktiren. Die Kunst ist übrigens uralte; denn bekanntlich sprach schon Rebekka, die Tochter Bethuels, als der greise Erzwater Isaak Apetit auf ein Wildpret bekam, zu ihrem Sohne Jakob: „Gehe hin, mein Sohn, zu der Heerde und hole mir zwei gute Böcklein, daß ich deinem Vater ein Essen davon mache, wie er es gerne hat.“ Doch wohl gemerkt, so wichtig für die Geschichte Israels die Folgen dieses Gerichtes auch waren, möchten wir die Methode selbst doch keineswegs empfehlen, vielmehr unseren jungen Freunden bringend anrathen, unter allen Umständen bei der Wahrheit zu bleiben; — sie haben dann auch gewiß keine so traurigen Folgen zu gewärtigen, als jene Stammutter des jüdischen Volkes, welcher die Lüge so schlecht bekommen ist, daß sie ihren Lieblingssohn in ein fernes Land schicken mußte und ihn mit ihren leiblichen Augen nie wieder zu sehen bekommen hat. Zum Glück ist auch das Recept, dessen sich Rebekka bediente, verloren gegangen. Dagegen möchte ich heute von einem anderen, geschichtlich merkwürdigen falschen Wildbraten berichten, der der ganzen Besatzung einer Festung das Leben gerettet, ja die Kroninsignien des heiligen römischen Reiches dem rechtmäßigen Inhaber erhalten hat. Und was die werthen Hausfrauen, welchen dieser Aufsatz vor die Augen kommt, da sie als gute Mütter die Speisung ihrer Kinder nach Leib und Seele überwachen, besonders interessiren wird: ich bin zugleich in der Lage, die Weise der Zubereitung, welche meines Wissens noch in keinem Kochbuche der Welt verzeichnet steht, zum Besten geben zu können.

Im Lande Böhmen, dem seit dem Kriege von 1866 so viel durchwanderten, liegt unfern der Haupt-

stadt Prag, im wildromantischen Thale des Veraunflusses, auf steilem Felskegel, rings von hohen Bergen umgeben, die alte Burg Karlsstein. Sie darf unbestritten den Ruhm in Anspruch nehmen, die großartigste im burgenreichen Lande Böhmen zu sein, und galt lange Jahre hindurch als Schutzheiligthum des Königreichs, denn ihre gewaltigen Mauern konnten aller Belagerungskunst des Mittelalters spotten. Kaiser Karl IV., der Sohn König Johanns von Böhmen, hatte die stolze Feste Anno 1348 zu erbauen begonnen, um hier die Kleinodien, Schätze und wichtigsten Dokumente des Reichs für seine Nachkommen aus dem Luxemburger Hause sicher zu bewahren.

Auf einem einzigen, in die Felsen ausgehauenen Wege gelangt man, den Berg umkreisend, durch zwei Thore in den Vorhof oder Zwinger, der die Wohnungen des ehemaligen Burggrafen und der Ritter enthielt. Ein drittes Thor führt zur eigentlichen Burg, einem mächtigen Gebäude von fünf Geschossen. Im mittelsten befand sich die Wohnung des Kaisers. Das Empfangszimmer hat noch heute sein ursprüngliches Holzgetäfel. Hart neben der Burg erhebt sich die kühngewölbte Schloßkirche, ein Wunder der damaligen Zeit, deren Wände, soweit sie nicht die kostbarsten Gemälde bedeckten, gänzlich mit böhmischen Edelsteinen mosaikartig ausgelegt waren. Das meiste von all den früheren Herrlichkeiten in Burg und Kirche hat freilich unter den nachfolgenden Habsburgern längst nach anderen kaiserlichen Schlössern auswandern müssen, aber der vorhandene Rest zeugt noch immer von der wahrhaft großartigen Pracht der ganzen ehemaligen Ausstattung.

Der stattlichste, höchste und festeste Theil der Burg ist der 121 Fuß hohe viereckige Thurm, dessen Mauern eine Dicke von 13 Fuß haben. Im dritten Stockwerke desselben, also in gleicher Flucht mit den kaiserlichen Zimmern, liegt die Kreuz-Capelle, der eigentliche Aufbewahrungsort der Kroninsignien, Schätze und Dokumente. Vier schwere, mit Eisen beschlagene Thüren mußte man passiren, zehn kunstvolle Einfallsschlösser und neun dergleichen zum Vorhängen, lauter Meisterwerke der damaligen Schlosserkunst, mußten geöffnet werden, um in diesen Raum zu gelangen. Ueber der ersten Thür ist noch heute in böhmischer Sprache die Inschrift zu lesen: „Christus, der mächtigste Herr, möge selbst diese Kleinodien

behüten bis an den jüngsten Tag. Amen.“ Wie ist das alles seitdem so anders geworden auf dem Karlsstein! Man soll eben die Erdenherrlichkeit nicht bis an den jüngsten Tag festhalten wollen, sonst fällt der Prunk leicht vor der Zeit ab, wie taube Blätter. Das lehrt uns das mächtige Haus der Luxemburger und das hat uns die jüngste Geschichte abermals an einem uralten mächtigen Herrscherhause gezeigt. Das Gewölbe der Kapelle stellte das Firmament vor. Sonne, Mond und Sterne waren aus edelem Metalle gebildet. In 14 schmalen Truhen wurden die Schätze des Reiches und in 3 breiten die wichtigsten Urkunden verwahrt. Die Truhen sind sämmtlich bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben und werden jedem Besucher gezeigt. Der alte Kastellan öffnet sie sogar gewissenhaft jedem Fremden, damit Niemand dem schlimmen Verdachte Raum gebe, das Haus Oesterreich halte hier noch immer ungeheure Staatsschätze heimlich verborgen. Die Leute würden das wohl auch ohne besondere Versicherung dem ehrlichen Graubarte glauben, aber er fühlt sich verpflichtet, beim Oeffnen stets ein bedeutungsvolles Zeichen mit der Hand zu machen und jedesmal achselzuckend hinzuzusetzen: „Nix mehr drin!“

Unter den Nachfolgern Karls gings wild her im deutschen Reiche. Sein ältester Sohn Wenzel überkam das Königreich Böhmen und die Kaiserkrone. Die Regierung dieses bis zur Berrücktheit jähzornigen Wüthrichs war ein Unglück für das Reich und ließ das Kaiserthum zum Spotte werden. Er trieb's so toll, daß er zuletzt von den deutschen Fürsten der Krone verlustig erklärt wurde. Dazumal, nämlich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, begab sich das Unerhörte, daß drei Kaiser und drei Päpste zugleich die höchste weltliche und die höchste geistliche Würde in Anspruch nahmen, sich gegenseitig bekriegten und in den Bann thaten. Wenzel wollte seine Absetzung nicht gelten lassen — eine Partei im Reiche hatte Sigismund, Wenzels Bruder, den König von Ungarn und Kurfürsten von Brandenburg gewählt — die andern den Markgrafen Jobst von Mähren. Zum Glück für Sigismund starb Jobst bald und so kam dieser denn endlich in den unbestrittenen Besitz der Kaiserkrone.

In dieser Zeit der wildesten Unordnung und Rechtlosigkeit, wo auch im Lande Böhmen niemand mehr wußte, wer Koch und wer Kellner war, hatte der Karlsstein eine erbitterte Belagerung zu bestehen. Die Prager hatten sich nämlich auf eigene Faust einen Prinzen Sigmund Korybut zum Könige von Böhmen gewählt und wollten nun mit Gewalt die von den Anhängern Sigismunds tapfer verteidigten

Kroninsignien erobern, um ihren König damit zu krönen. Mit Sturmlaufen, das wußten sie recht gut, war hier nichts anderes auszurichten, als sich die Köpfe einzurennen. Es gab nur zwei Wege, die Feste zur Uebergabe zu bringen, Verrath oder Hunger. Das erste Mittel scheiterte an der Treue der Besatzung; so blieb nichts anderes übrig als der Versuch des Aushungerns. Die drinnen hatten aber guten Vorrath und die Sache zog sich daher sehr in die Länge.

So lange die Tage schön und die Nächte warm waren, blieben auch die Belagerer bei gutem Muth; aber als das Laub erst von den Bäumen fiel und die Novemberstürme ihnen die kalten Regenschauer ungehindert ins Gesicht peitschen konnten, da fing das gemeine Volk an zu murren und die Führer hatten genug zu trösten: Jetzt könne es unmöglich mehr lange dauern; auch habe man sichere Kundschafft, daß denen drinnen der Vorrath zu Ende gehe.

Und schlimm stand's allerdings drinnen in der Burg. Fast alles Eßbare war aufgezehrt und die Besatzung konnte sich, wenn nicht unerwarteter Entsatz kam, höchstens noch einige Tage halten. Aber wer sollte die Burg entsetzen? Kaiser Sigismund hatte andere Dinge zu thun, als sich mit den Pragern herumzuschlagen! Das wußte der tapfere Burggraf, der seinem Herrn die Krone nicht rauben lassen wollte, recht wohl und in schweren Gedanken wandelte er durch die weittläufigen Zimmerreihen, Tag und Nacht auf Mittel der Rettung sinnend, oder stieg auf den Burgzinnen umher, mit bangem Blick in die Ferne schauend.

In der ganzen Burg befand sich schon längst kein vierbeiniges, eßbares Thier mehr am Leben. Nur ein stattlicher Ziegenbock, der Liebling des Schloßhauptmanns, war bisher noch immer geschont worden. Der langbärtige Patron hatte sich bei der allgemeinen Noth schier fettgefressen, denn er hatte mit niemand zu theilen und in den ausgedehnten Höfen wuchs des Grases die Fülle zwischen dem Gestein. So kam er denn mit muntern Säßen seinem Herrn entgegen, als dieser bekümmerten Blicks eines Morgens in den Hof trat und ihn an sich lockte. Der burggräfliche Küchenmeister hatte nämlich so eben gemeldet, daß für des Herren Tisch weder Fleisch noch Schmalz mehr vorhanden sei, und hatte dabei das ernstliche Begehren gestellt, den Bock endlich an's Messer bringen zu dürfen.

„Was hilfst's mir, armes Thier,“ sagte der Schloßhauptmann nachdenklich, indem er den Bock zum letzten Male streichelte, „wenn ich dich schlachten lasse? Wie lange wird dein Fleisch vorhalten, dann

sind wir so weit als jetzt. Ja, wenn ich meinen Herrn und Gebieter im Anzuge wüßte, oder wenn sonst" — da fuhr ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Er legte die Hand an die Stirn, sann einige Augenblicke nach und sprach dann erleichterten Herzens: „So soll es sein! Du mein Böcklein sollst einen ehrlichen Soldatentod sterben, daß jeder in der Burg mit dir tauschen möchte und dein Fleisch soll, wills Gott, unserem Kaiser und Herrn Krone und Reich erretten.“



Flugs ließ er einen erprobten Ritter vor sich bescheiden, dem er seine Kriegslust anvertrauen konnte, und schickte denselben als Parlamentär ins feindliche Lager, daß er mit höflichen Worten für morgen um einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand nachsuchen möge, weil am folgenden Tage er, der Kommandant, eine stattliche Hochzeit ausrichten zu lassen gedanke, bei welcher die Braut ihm gar lieb und werth sei. Der feindliche Anführer war zuerst nicht wenig verwundert, daß sein Gegner noch mit Hochzeit ausrichten sich befasse, während er doch nicht anders gemeint hatte, als man wolle wegen Uebergabe der Burg und freien Abzug der Besatzung mit ihm verhandeln. Augenscheinlich mußte man drinnen noch bei gutem Mundvorrathe sein, und das war ihm gar nicht lieb. Bald aber zuckte ein schadenfrohes Lachen über sein Gesicht, gleich als dächte er, das sei ja Wasser auf seine Mühle; denn je höher es bei einer solchen Gelegenheit hergehen werde, um so schneller müßten auch die Vorräthe zusammenschmelzen,

und so willigte er denn ohne weiteres in die begehrte Waffenruhe.

Drinnen in der Burg war das nun am folgenden Tage ein sonderbares Leben und Treiben. Die ganze Besatzung war vom frühen Morgen an auf den Beinen. Man spielte zum Tanze auf, trommelte und sang, stieß mit Trinkhörnern und Kelchgläsern an einander, lärmte und schrie, obgleich man keine Braut und keinen Bräutigam, kein Brot und keinen Wein hatte. Den Belagerern draußen lief beim bloßen Zuhören das Wasser im Munde zusammen. Sie konnten unten alles deutlich vernehmen, was droben in der Burg vorging und die geschäftige Phantasie that das Ihrige, um das Pauken- und Cymbelgetöse mit den bei einer Hochzeit üblichen Genüssen für Mund und Magen zu umkleiden. Als die Sonne im Mittag stand, schien sich droben ein Festzug in Bewegung zu setzen, der einen feierlichen Umgang durch den innern Burghof bis vor die Kirche hielt. Die schlauen Prager hatten recht geschlossen, aber niemand von ihnen konnte freilich eine Ahnung davon haben, daß statt einer festgeschmückten minniglichen Braut ein langbärtiger Ziegenbock an der Seite des Burggrafen einherschritt und daß der Zug nicht zur Kirche sondern vor das daneben liegende Schlachthaus ging, wo statt des Priesters ein handfester Landsknecht mit aufgestreiftten Hemdsärmeln und blankgeschliffenem Messer die Hauptaction des Tages verrichten sollte. In wenigen Augenblicken war die halßbrechende Ceremonie abgethan und der Bock lag still und steif da, und ließ, ohne ein Glied zu rühren, alles mit sich geschehen, um sein ehrliches Bockfleisch zu einem augenscheinlichen Wildpret zuzurichten. Das Verfahren war aber das folgende. Er wurde weidmännisch zerlegt und dann ein alter Reitsattel herbeigebracht, der mit natürlichen Rehhaaren ausgepolstert war. Der mußte von seinem Inhalte abgeben und Riemen und Keulen wurden mit so viel Rehhaaren bestreut, als für gewöhnlich auf denselben kleben bleiben, wenn einem wirklichen Reh oder Hirsch die Haut über die Ohren gezogen wird, so daß auch ein gelernter Jäger bei der etwaigen Todtenschau nicht anders konnte, als das Fleisch für natürliches Rehfleisch zu erklären.

Derweil dies in der Burg geschah, ging es draußen bei den Belagerern nicht minder stürmisch her. Das Kriegsvolk war, wie ich vorhin bereits berichtet habe, von vorn herein nicht in der besten Stimmung. Als nun das Jubeln und Singen, das Trommeln und Trompeten gar kein Ende nehmen wollte, sank die gute Laune immer tiefer und tiefer, und als jetzt die kurze Pause eintrat, während welcher,

wie man meinte, das Brautpaar drinnen zusammengegeben wurde, war sie bis auf den Gefrierpunkt gekommen und Unmuth und Murren brachen laut und unverhohlen los. „Jene sind lustig und guter Dinge,“ rief der Eine, „haben Ueberfluß an allem Guten und sitzen dazu noch im Trocknen, während wir Hunger und Frost leiden müssen.“ „„Jetzt sieht man's deutlich,““ schrieb ein Anderer, „„wie der Hase läuft. Was wir lange insgeheim befürchteten, liegt nun für einen Blinden offen zu Tage. Die Burg hat einen geheimen Ausgang, durch welchen die drinnen mit allem versorgt werden, was Mund und Magen begehren.““ „Da können wir hier

außen liegen bis an den jüngsten Tag, ehe wir die drinnen aus-hungern!“ schrieen wieder Andere. „„Wir haben weder Lust, uns die Köpfe an dem Gestein einzurennen, noch für nichts und wieder nichts uns die Knochen zu erfrieren,““ ging ein allgemeines Murren

durch das ganze Lager. „Zurück nach Prag! Wir haben mehr denn zu lange vor dem verdammten Neste gelegen!“ riefen die Dreiftesten.

Da gab mitten in dem Wirrwarr plötzlich vom äußeren Thorthurme her ein Horn Signal zum Aufmerken. Ein weißes Tuch wurde geschwenkt, das Fallgatter rasselte nieder, die schweren Thorflügel ächzten in ihren Angeln und heraus schritt derselbe Ritter, welcher Tags zuvor die Waffenruhe erbeten — diesmal gefolgt von zwei Troßbuben, die einen mit weißen Laken bedeckten Korb trugen. Der Parlamentär wurde auf sein Begehren vor den feindlichen Anführer gebracht. Ein großer Haufe müßigen Kriegsvolks gab ihm das Geleite und als nun der Hauptmann neugierigen Blickes aus seinem Zelte ihm entgegentrat, da verneigte sich der Schall sittiglich vor ihm und sprach ihm in wohlgesetzten Worten den

Dank seines Herrn, des Burggrafen, für die erwiesene Vergünstigung aus. „Wie sehr aber mein Herr und Gebieter solche Gesinnung zu schätzen weiß,“ fuhr er fort, „deß zum Zeugniß sendet er Euch von unserem hochzeitlichen Freudenmahle diesen feinsten Rehrücken und Eurer Dienerschaft die beiden Keulen, und bittet Euer Gestrengen, den Braten sich wohlschmecken zu lassen und unsere geringe Gabe, der holden Braut zu Ehren, nicht zu verschmähen.“ Damit deckte er das Laken von dem Korbe, überreichte die drei Hauptnachlaßstücke des Meister Bod, verneigte sich abermals und schritt zurück, von wannen er gekommen war.

Das Gesicht des Prager Hauptmanns war über der Rede lang und immer länger geworden, und gleich nachdem die Gesandtschaft hinter den Thorflügeln verschwunden war, berief er einen Kriegsrath in sein Zelt. Jetzt meinten Alle, es sei

sonnenklar erwiesen, daß die Besatzung einen geheimen, sichern Ausgang haben müsse; denn sonst könnte man unmöglich da oben dermaßen Ueberfluß an frischem Wildpret haben, daß man seinen Feinden aus purer Höflichkeit davon abzugeben im Stande sei. Unter solchen Umständen kam's dem Hauptmann ganz gelegen, daß die Hochzeitsgäste drinnen die ganze Nacht fertlärnten und bankettirten, so daß sie von dem Lärmen draußen nichts vernehmen konnten — denn am folgenden Morgen war das Lager abgebrochen und der Feind mit Mann und Maus abgezogen.

So wurden die Kleinodien und Schätze dem Reich erhalten und der stolze Karlsstein blieb unbezwungen, — aber sein glücklichster Vertheidiger ist ein Ziegenbock gewesen.



## Kleines Kunstwerk aus Wald und Flur.

### Für Mädchen.

#### Erstes.

Die soll nicht meine Freundin sein,  
Die nicht die Blumen liebt!

singt ein berühmter deutscher Dichter. — Wer sollte aber auch nicht die Blumen lieben? Ich habe ein kleines Töchterchen, das lehrt von keinem Spaziergang ohne einen Strauß bunter Blumen zurück. Dem habe ich manche kleine Kunstwerke darzustellen gelehrt, die auch euch zu lernen Freude machen wird. Hier das erste. Freilich muß es zu seiner Herstellung in eurer Nähe Lärchenbäume geben, denn die Hauptsache ist für uns, einen schönen halboffenen Zapfen dieses Baumes aufzufinden. In die kleinen Oeffnungen des Zapfens stecken wir nun zarte Blumen, die wir uns auf Rainen und im Felde suchen, und zwischen diese noch feinere Gräser, vornehmlich sogenannte Fliitterchen. Wenn unser Sträußlein nun fertig ist, legen wir den Zapfen mit den Blumen recht behutsam in ein kleines mit Wasser gefülltes Schüßelchen. Nach einer Stunde hat sich der Zapfen so fest geschlossen, daß die Blumen in seinen Schuppen fest haften, als wären sie hier von Anfang an eingewachsen gewesen. Das giebt dann ein gar zierliches Blüthen Geschenk.

#### Ein zweites.

Die Klette kennt ihr. Leider treibt ihr auch oft manche Unart mit ihr, werft sie euch neckend an die Kleider, wohl gar in die Haare. Ihr könnt einen bessern Gebrauch von ihr machen, liebe Kinder. Pflückt euch ein Schürzchen voll; legt dann auf einem Tisch immer ein Klettentöpfchen an das andere, so daß eins an dem andern fest haftet, und bildet auf diese Weise eine kleine Scheibe aus Kletten. Diese macht zum Boden eines Körbchens. Nun baut ihr ringsherum den Rand auf; wenn dieß geschehen ist, macht ihr ebenfalls aus Kletten den Henkel. Das niedlichste Körbchen steht jetzt vor euch, und ihr könnt es nun mit Blumen oder Beeren füllen und ein zierliches Blüthenkörbchen vom Feld mit heimbringen.

#### Ein drittes.

Mein Töchterchen brachte kürzlich eine prächtige Blume aus dem Feld nach Hause. Schelmisch lächelnd hielt sie uns die große blaue Dolde entgegen. So mochte die herrlich „blaue Blume“ ausgesehen haben, von der die Dichter fabeln. Staunend gieng die schöne Blumenkrone von Hand zu Hand. Keines der Knaben und Mädchen hatte je dieses seltsame Gewächs gesehen. „Es ist ein Kornblumenkönig!“ rief mein Töchterchen ihnen triumphirend zu; nur zu mir lachte der Schelm verstoßen hinter der Schürze hinüber. Hatte ich doch selbst ihr die Herstellung dieses kleinen Blumenwunders bei einem Gang durch das Aehrenfeld gelehrt.

Als aber auch die kluge Mutter verwundert den seltenen Fund betrachtete, konnte sich unser Schalk seines Aicherns nicht mehr erwehren. Lustig sprang er hinzu und löste lachend die mit ihren hohlen Stielen aufstehenden Kornblumentöpfchen von dem grünen Schirmgestell einer großen Dolde. Es war der Blüthenstengel einer Dilldolde, von welchem das Kind die kleinen Blüthenbüschchen entfernt und den es dafür mit den blauen Köpfchen der Kornblume besteckt hatte. Da lag das blaue Räthsel zerpflückt. Die Angeführten lachten herzlich. Mutter drohte lachend dem Ausbund mit dem Finger, und dieser hielt dem sich sonst so klug dünkenden Herrn Bruder Tertianer den duftigen Dillstengel spöttisch unter die Nase.

Versucht den lustigen Blumenschertz nun auch einmal.

#### Ein viertes.

In meinem Ort lebt ein gebrechliches armes Mädchen. Es wollte sich gern beschäftigen und etwas verdienen, aber wie sollte dieß bei der Gebrechlichkeit des armen Kindes geschehen?

Da ging ich einst in einer großen Stadt über den Blumenmarkt; es war im Monat Mai, in dem auch die dunkle Tanne ein lichtgrünes Frühlingskleid anzieht. Auf dem Tisch eines Gärtners standen Körbchen aus Tannenzweigen; vom Rand der Körbchen hing das zarte grüne Tannen-Mai wie Franzen herab. — Die Körbchen waren mit Moos gefüllt und im feuchten Moos standen duftende Frühlingsblumen. Mein armes Mädchen kam mir in den Sinn und ich handelte zwei von den Körbchen ein. Zu Haus angekommen, zerlegte ich das eine und fand, nachdem ich die Tannenzweige entfernt hatte, ein Gestell von dünnem Draht, das die Form des Körbchens und den Henkel bildete. Um dieses Gestell waren die Tannenzweige so zierlich gebunden, und zwar immer in der Weise, daß die festen Theile den Boden des Körbchens bildeten, die zarten grünen Spitzen dagegen an den Rand kamen. Ich wußte mir solchen biegsamen Draht zu verschaffen, und bald war ein Gestell und bald auch das Tannen-Körbchen fertig. Nun nahm ich das Mädchen in die Lehre, und nach kurzer Zeit konnte es mit seinen selbstgeschaffenen Blumenkörbchen ausziehen und fand Abnahme genug. Im Spätsommer mußte dann der Ephen den Tannen-Mai ersetzen; Rand und Henkel der Körbchen wurden nun mit Ephenranken zart geschmückt. — Wer nicht Geschick genug besitzt das Drahtgestell selbst anzufertigen, wird es sich mit geringen Kosten herstellen lassen können. Man kann ein solches Gestell lange Zeit hindurch benützen und braucht nur immer und immer wieder das grüne Geflecht, Moos und Blumen zu erneuern. Kaum kann man sich einen lieblicheren Frühlingschmuck im Zimmer als diese Körbchen denken.

Carl Reinhold.



Von

Robert Löwike.

**Die erste.**

Auf dem Schulzenhose in Fürstenaau machten die Hunde einen Hellenlärm. Sie sprangen und bellten wie toll vor Freude; denn eben kam auf der Trift ein Wagen herangerollt, und sie merkten es wohl, daß der Herr jetzt aus der Stadt zurückkam. Johann hatte auch schon lange mit seiner Peitsche geknallt nach Herzenslust, nicht etwa um die Braunen noch mehr anzutreiben; denn die liefen schon so, was sie nur laufen konnten; sondern um denen daheim anzuzeigen, daß sie jetzt alle nach Hause kämen, er und der Herr und die Braunen auch. Franz, des Schulzen Erstgeborner, hatte in der Hausthür gestanden und sprang dem Vater, als der Wagen auf den Hof fuhr, jubelnd entgegen. Er war jetzt eigentlich nur Gast im Hause. Seit einem Jahre besuchte er das Gymnasium in E., und gestern war er mit Nr. 1. in der Tasche nach Hause gekommen, um die Herbstferien bei Vater und Mutter zuzubringen und sich zu überzeugen, wie dieses Jahr die Aepfel und die Pflaumen in Fürstenaau gerathen wären.

Als der Vater mit Franz in die Stube getreten war, sah er ihn seltsam schmunzelnd an und sagte: „Zunge, ich habe dir etwas mitgebracht, eine Knackmandel mit doppelter Schale, und neugierig bin ich, ob du sie wirst knacken können. Du weißt doch, was ich heut' zu Markt gehabt habe. He?“ „Ja, Vater, Gänse und Enten, denk' ich.“

„Ganz recht, Zunge, Gänse und Enten, zusammen 20 Stück, und 20 blanke Thaler habe ich dafür eingenommen. Wenn ich dir nun sage, daß ich für jede Ente 23 Silbergr. und für jede Gans 20 Silbergr. mehr als für jede Ente bekommen habe, so sollst du mir ausrechnen, wie viel Gänse und wie viel Enten ich verkauft habe. Wird die Nuß zu hart sein, Herr Gymnasiast. He?“ Franz lächelte einen Augenblick still vor sich hin, schaute dann zum Vater auf, nickte ihm zu und ging dann an einen Tisch, worauf er anfing mit dem Finger gar seltsame Hieroglyphen zu schreiben.

(Schluß und Auslösung im nächsten Heft.)

**Die zweite.**

Anne, Susse und Liese waren die flinksten Mägde im Städtchen. Flink mit der Hand, aber auch flink mit der Zunge. Wie sie jetzt so mit ihren Milchkannen die Straße hinunter gingen, Arm in Arm, da hatten sie sich so viel zu erzählen, mehr als die Enten auf dem Hofe und die Spatzen auf dem Dache. Sie waren noch lange nicht fertig mit ihren Geschichten, als sie an der Thüre von Frau Marthe, die die beste Milch im Städtchen zu verkaufen hatte, anlangten. Hier traten sie nun alle drei

ein und verlangten zusammen 15 Liter Milch, jede 5 Liter. Frau Marthe hatte heute keinen großen Vorrath mehr; sie hatte jedoch noch genau 15 Liter und konnte also ihre drei Kunden noch gerade befriedigen, aber — aber — sie guckte unter alle Tische und Bänke, in alle Ecken und Winkel — sie fand heute ihr Litermaß nicht. Was sollte sie nun thun? Einen Augenblick war sie wirklich sehr in Verlegenheit. Auf ihrem Milchregal standen 4 Schüsseln, 3 von diesen waren leer; die 4te voll, und diese enthielt gerade die 15 Liter, welche Frau Marthe überhaupt noch vorrätzig hatte. Von den 3 leeren hielt die eine 7, die beiden andern jede 4 Liter. Da nahm Frau Marthe schnell die volle Schüssel, goß die Milch aus derselben in die andern, dann wieder aus einer andern in eine andere und immer so fort, bis sie zuletzt jeder der Mägde genau 5 Liter geben konnte.

Anne, Susse und Liese standen verwundert da und warteten begierig ab, wie das seltsame Hantieren der klugen Frau Marthe wohl enden würde, und waren nicht wenig erstaunt, als jede wirklich nachher ihre 5 Liter erhielt.

Wie hat es Frau Marthe nun gemacht, daß sie durch das Umgießen der Milch aus einer Schüssel in die andere für jede Magd 5 Liter besonders herausbekam?

(Schluß und Auslösung im nächsten Heft.)

**Noch fünf.**

Seht euch einmal folgende vier Wörtchen an, und achtet recht darauf, wie sie hier unter einander stehen:

I G E L  
G a b e  
E b b e  
L e e r

Gewiß werdet ihr gleich finden, daß die senkrechten Reihen dieselben Wörter geben wie die wagerechten. Das oberste Wort enthält die Anfangsbuchstaben für die drei andern, das zweite giebt die zweiten Buchstaben für das dritte und vierte u. s. w.

Habt ihr also von vier solchen Wörtchen das erste gerathen, so schreibt es euch gleich in wagerechter und auch in senkrechter Reihe mit großen Buchstaben hin. Ebenso macht es mit dem zweiten Worte. Auch dieses wird zuerst in wagerechter und dann in senkrechter Reihe hingeschrieben, wie ihr es hier seht:

I G E L  
G a b e  
E b  
L e

Dann findet ihr leicht auch das dritte und vierte Wort.

I.

Rathet nun vier solche Wörtchen, von denen also jedes vier Buchstaben haben muß, wenn ich sage, daß das erste von ihnen eine Universitätsstadt in Thüringen ist, das zweite eine Stadt in Böhmen, berühmt durch den Tod eines großen Feldherrn, welcher dort durch Mörderhand fiel, das dritte ein schöner Strom in Rußland und das vierte eine Mittelstadt Ungarns.

II.

Rathet vier andere derartige Wörtchen. Das erste nennt euch eine Stadt in Holland, das zweite einen großen Fluß in Asien, welcher in den stillen Ocean mündet, das dritte einen Saal, den auch viele von euch öfter betreten, das vierte einen Titel oder Stand.

III.

Von vier andern Wörtchen dieser Art bedeutet das erste einen Körperteil, welcher mit seinem Zwillingbruder uns durch das Leben trägt, das zweite jemand, der

Geld und Gut erhält, nicht als Geschenk und auch ohne daß er es erworben oder verdient hat, das dritte einen Vogel, welchen die alten Aegyptier heilig hielten, das vierte ein Häuschen, welches nur ein Zimmer und noch dazu ohne Hausgeräth, aber doch recht lustige Bewohner hat.

IV.

Von vier andern Wörtern dieser Art nennt uns das erste eine große Stadt an der Moldau, das zweite eine Blume, des Gartens schönste Zierde, das dritte einen Zufluchtsort, den man Verfolgten anbietet, und das vierte etwas, das zwar reich aber nicht glücklich macht.

V.

Von vier andern Wörtchen dieser Art enthält das erste alles was Gott geschaffen hat, das zweite giebt uns einen Namen aus dem alten Testament, das dritte nennt uns des Waldes Schmutz, und das vierte ist ein musikalisches Blech-Instrument.

### Auszug auf's Land.



Ade du altes, dumpfes Haus!  
Wer mag hier ewig leben?  
Wir ziehen auf das Land hinaus  
Und wohnen unter Nebel.

Du nimmst die Kaffeemühle hier  
Und reitest auf dem Besen;  
Ich, als der Stärkere, habe mir  
Die Staffelei erlesen.

Dem Jüngsten stülpen wir den Topf  
Herab bis auf den Kragen,  
Daneben mag der kleine Tropf  
Den Stiefelknecht noch tragen.

Bald springen wir durch Feld und Hain,  
Und giebt's zerrissne Hosen,  
So wird sich unser Mütterlein  
Darüber nicht erbofen.

Ist doch des Vaters Kunst dabei  
Ein lustig Bild entsprungen,  
Er malt vor seiner Staffelei  
Sich seine wilden Zungen.

## Auch ein Löwe.



Wenn du im Sommer über eine sandige Ebene wanderst, kannst du ein geflügeltes Insekt bemerken, das ungefähr einen Zoll lang ist. Es hat vier glänzende Flügel, die dünn wie Flor-Grund und durchsichtig wie Glas sind. Auf diesen Flügeln bemerkst du kleine braune Punkte. An den Seiten des Kopfes stehen zwei große Augen; an seiner Stirn trägt das Thier keulenförmige Fühlhörner. Die Farbe des Leibes ist grau. Dieses Thier führt den Namen Apterjungfer. Seine kleinen Eier legt es in den Sand und bekümmert sich nicht wieder um dieselben; die Sonne brütet sie aus. Jedes Ei wird ein Löwe, freilich ein winzig kleiner, aber ein räuberischer und gefräßiger, so grausam, daß er sogar seines Gleichen auffrisst. — Du brauchst dich aber nicht vor ihm zu fürchten und kannst ihn getrost fangen.

Wenn du auf sandigen Ebenen, auch an sandigen Waldrändern kleine Trichter in Sandboden bemerkst, so fahre mit deiner Hand so tief du kannst unter einen solchen Trichter, laß dann den Sand recht vorsichtig durch die Finger laufen und — du hast einen Löwen gefangen. Der Löwe sieht freilich mehr einer kleinen Spinne ähnlich, aber es ist dennoch ein Löwe. Dieses kleine behaarte Thier hat einen sehr beweglichen Hals, den es einziehen und ausstrecken kann, und der ihm treffliche Dienste leistet. Das Thier hat zwei hornartige Fresszangen, mit denen es seinen Raub packt und ansaugt. Wie aber gelangt es zu seinem Raube, da es sich nur sehr langsam bewegen kann? — Es baut Fallen. Jeder kleine Sandtrichter ist eine Falle. In der Mitte des Trichters befindet sich ein kleines Loch; unter diesem lauert der Löwe. Der Bau des Trichters kostet unserm Löwen viele Mühe. Um den Sand heraus-

zuschaffen, muß er seinen breiten Kopf damit beladen und mit dem beweglichen Halse den Sand hinauschnellen. Den Sand ladet er immer nur mit einem Fuße auf den Kopf; wenn ein Fuß müde ist, kommt der andere an die Reihe. — Auf dem Grunde seines Trichters gräbt er sich nun in Sand so tief ein, daß nur der Kopf mit den Fresszangen sichtbar bleibt. — Suche dir einen Trichter, wie ich ihn dir beschrieben habe, und bleibe in der Nähe ruhig stehn. Siehe! da kommt eine fleißige Ameise; in ihrem Geschäftseifer denkt sie an keine Gefahr. Sie nähert sich dem Rand des Trichters; der Sand unter ihr rutscht und wie sie sich auch sträuben mag, sie gleitet hinab. Doch jetzt! Sie hat wieder festen Fuß gefaßt, sie klimmt aufwärts. Aber ach! der kleine Krater wirft gewaltige Massen Sand nach ihr; der Löwe läßt sich seine Beute nicht entgehen; er war es, der den Sand mit dem Kopfe empor-schnellte. Die Ameise rutscht tiefer und tiefer; plötzlich hat sie der Löwe mit seinen Zangen gepackt, zieht sie unter den Sand hinab und saugt sie aus. — Desteßers freilich geht es dem Ameisenlöwen, wie es dem großen Löwen auch geht, er muß lange fasten. — Wenn er groß gewachsen ist und das ihm bestimmte Alter erreicht hat, sucht er sich selbst im Sande sein Grab, wühlt sich ein und bildet sich aus einem Saft, der aus seinem Leibe dringt, und aus feinen Sandkörnern einen kleinen kugelförmigen Sarg. Hier schläft er den Todeschlaf, bis der Auferstehungsmorgen auch für ihn kommt und er als ein geflügeltes Insekt sich frei in die Luft erhebt. Seine Natur aber ist ihm geblieben; auch geflügelt nährt sich das Thierchen vom Raube und zwar sind es kleine Insecten, denen es nachstellt. Art läßt eben nicht von Art.

Carl Reinhold.

## Schwalbenflug.

Wenn in den sonnigen Lenzestagen,  
Laut aufjubelnd mit Wonnegeschei,  
Flüchtige Schwalben die Lüfte durchjagen,  
Fühlt auch der Mensch sich so selig und frei.  
Möchte, wie jene Boten nach Norden,  
Ziehn gen Süden, in Sehnsucht entbrannt,  
An des Meeres erquickende Borden,  
An den Klippenumgürteten Strand.

Euch, ihr Schwalben, euch muß ich beneiden,  
Ihr seid an keine Scholle gebannt;  
Ihr könnt im Fluge die Lüfte durchschneiden,  
Ihr könnt euch tummeln ob Meer und ob Land,

Während den Menschen nur Sehnsuchtsflügel  
Tragen aus eng umfriedetem Haus  
Ueber die Fluren und dampfenden Hügel  
In die blaurende Ferne hinaus,

Zieht ihr in eurer bezaubernden Weise  
— Weltenkundig und weltenbekannt —  
Luftige Schiffer, die flüchtigen Kreise  
Hoch über Flüssen und blühendem Land,  
Selten im Fluge die Erde berührend,  
Schmücket euch der Sagen entzückender Duft.  
Glückliche Segler, ein Leben stets führend,  
Freiheitansaugend in endloser Luft!

Heinrich Heise.

## Die Gottesanbeterin.

(Mantis religiosa.)

In Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien lebt eine Fangheuschrecke mit grünem, rosenroth eingefasstem Brustschild, rosenrothen Fühlhörnern und Fresswerkzeugen. Es ist ein räuberisches Thier; was es packen kann, wird von ihm verschlungen; es schont nicht einmal seines Gleichen. Und dennoch hat man diesem Thiere den bedeutungsvollen und schönen Namen gegeben. Ja, die Türken halten es für heilig, denn eine Art dieser Thiere lebt auch in der Türkei. — Der Schein trägt. Dieses Thier sieht so mager aus, als ob es immer fastete, schleicht so langsam umher, als wäre es in die tiefsten Gedanken versunken, und hält seine Vorderfüße wie gefaltete Hände empor. — Das hat ihm zum Rufe der Heiligkeit verholfen. — Freilich hat es diesen Ruf nie gesucht, denn Thiere hangeln nicht. Die Menschen haben ihm den Namen beigelegt, und diese urtheilen vielfach nur nach dem Schein. — Gefaltete Hände machen noch keinen Beter.

Carl Reinhold.

## David und Goliath.

Ein altes deutsches Rebespiel für Knaben.

Meine Wanderung hatte mich in den Harz geführt. Ich hatte die Zeit gut getroffen, denn ich durfte in dem freundlichen Reinstadt ein Kinderfest mit feiern helfen. Bei diesem Feste lernte ich ein Spiel kennen, das mir viel Freude machte und das mein liebes fröhliches Kindervolk leicht lernen kann.

Gewiß kennt ihr das Lied von dem wadern Claudius: War einst ein Riese Goliath &c. Dies müßt ihr auswendig lernen. Wenn ihr es fest im Gedächtniß habt, dann bittet ihr euren Lehrer darum, daß er es euch singen lehrt. Nun muß der Größte und der Kleinste unter euch einige Boranstalten treffen. Der Große schnitzt sich aus Holz ein großes Schwert, macht sich aus Flachs einen mächtigen Bart, setzt einen alten Hut auf, an den er große Troddeln hängt, und malt sich die Augenbrauen schwarz. Der Kleine zieht einen Leinwandrock, einen Schäferrock an — im Nothfall thut es auch ein Hemd, das durch einen Gurt zusammengehalten wird — hängt eine lederne Tasche um und hält einen Ball in Bereitschaft. Jetzt schließt ihr andern einen Kreis und nehmt den Riesen in die Mitte. Ihr singt, und Goliath schreitet stolz mit grimmigem Gesicht im Kreise auf und ab. Wenn seine Rolle im Liede kommt, singt er sie allein. Dann hebt ihr wieder an und singt weiter, und bei dem rechten Wort tritt der kleine David ein. Er wirft seinen Ball nach dem Riesen. Plump! liegt der große Esel da, so lang und dick er war. David stellt sich, als säbele er ihm das Haupt mit dem großen Schwerte ab. Zum Schluß wird der todt' Riese von der ganzen Schaar auf die Schultern geladen und mit Jubel und Gesang in das Riesengrab getragen. David zieht bekränzt als Sieger voran. Andere folgen ihm als Musikanten, und so geht es im Zuge fort. —

Das Spiel nahm sich gar lustig auf der schönen Frühlings Wiese aus. Versucht es auch einmal.

## Der Räthselmann.

Von

Julius Sturm.

Die Räthsel, mit denen das Volk sich neckt,  
Hab ich in meinen Sack gesteckt.  
Heran, ihr Kinder, alle heran,  
Es rathe, wer da rathen kann!

Wer baut uns Brücken und braucht kein Holz?

Der Baumeister ist der Winter stolz.

Wer kennt den schwersten Stab im Land?

Der Stecken ist's in des Bettlers Hand.

Wie lange schläft der Esel zur Nacht?

Nicht länger, als bis er aufgewacht.

Wann wird der Reiche zum Bettelmann?

Wenn er Schulden macht und nicht zahlen kann.

Wo giebt es Wasser, das aufwärts floß?

Wo sich ein Thränenstrom ergoß.

Wie lange trägt man Wasser im Sieb?

So lang' nur, als es gefroren blieb.

Was mag das theuerste Wasser sein?

Das ist das Wasser des Wirths im Wein.

Wie tief ist das Meer? weißt du's vielleicht?

Das weiß der Stein, der den Grund erreicht.

Wann ist die beste Essenszeit?

Wenn für den Hunger ein Mahl bereit.

Mit welchen Augen kann man nicht sehn?

Mit Hühneraugen an den Zehn.

Was geht durch Heden und raschelt nicht?

Das thut der Sonne goldnes Licht.

Rath', welches Thier wird schöner im Tod?

Der braune Krebs, der färbt sich roth.

Wer hat sein Haus auf Felsen gebaut?

Der Bauherr, der auf Gott vertraut.

Wann steht der Kaiser auf einem Fuß?

Wenn er sein Roß besteigen muß.

Nun sag', wann der Narr dem Weisen gleicht?

Dann, wenn er statt zu reden, schweigt.

Für heut' ist nun mein Säcklein leer,

Doch bring' ich bald der Räthsel mehr.

Lebt wohl, und haltet zu rechter Zeit

Zum Nüsselknacken die Zähne bereit.



Von

Johann Meyer.

I.

(Wenderäthsel.)

Man hat's nicht gern auf seinen Wegen,  
Weil's einem nicht im Freien frommt;  
Doch ist's ein wahrer Gottesseggen  
Fast jedesmal, so oft es kommt;  
Oft wird's mit einem Strich verbunden,  
Bei Staub und Asche, Blut und Stein  
Wird es zuweilen auch gefunden,  
Und auch am Platz da kann es sein.

Bist Du so glücklich nun gewesen,  
Zu rathen das versteckte Wort,  
So mußt Du es von hinten lesen,  
Was anderes wird es dann sofort.  
Schwarz ist es, wie ein Schornsteinfeger,  
Und sieht Dir aus, als wär's ein Mohr,  
Ja, auf ein Haar ist's wie ein Neger, —  
Nun rath'! — Du bist bereits davor.

II.

(Buchstabenräthsel.)

Mit B ist's eine Dir Verwandte,  
Du fragst mich, welche? — Siehe da!  
Ich meine Deine liebe Tante,  
Denn jede Tante ist es ja.

Mit S magst Du es wohl gebraten,  
Wenn's 'mal auf Deinem Tische ist;  
Doch taugt Du nimmer zum Soldaten,  
Wenn Du es bildlich selber bist.

Mit N hat jeder es im Leben,  
Weil's einmal mit dazu gehört;  
Doch wird's von Andern ihm gegeben,  
So ist er gleich darob empört.

III.

(Charade.)

Die Erste fassen zum Versenden  
Wohl dann und wann gar Viele ab,  
Es steht darin von ihren Händen,  
Was ihnen just der Einfall gab.

Wenn sich empor die Letzten schwingen  
Zur Reise über Stod und Stein  
Und schnell die Erste überbringen,  
So werden sie das Ganze sein.

Von

Gustav Pfarrins.

(Charaden.)

I.

Den beiden Ersten kannst du schau'n  
Bei Nacht in's Auge nur mit Graun;  
Im zweiten Paar mit hellem Licht  
Siehst du dein eignes Angesicht;  
Dem Ganzen aber bist du gleich,  
Begehst du einen Narrenstreich.

II.

Trockenen Fußes die Erste durchgeht,  
Wer auf der Zweiten und Dritten steht;  
Aber das Ganze huscht zwitschernd im Flug,  
Ueber die Erste. — Nun wißt Ihr genug.

III.

Die Erste rauscht, wenn Sturmwind weht,  
Die Zweite Ihr hüpfen und springen seht,  
Das Ganze dient als Wetterprophet.

IV.

Die Erste in Urweltzeiten entstand,  
Die Zweite errichtet Menschenhand,  
Das Ganze, als ständ' es mit Onomen im Bund,  
Durchwühlt und zerklüftet der Erde Grund.

V.

Die beiden Ersten so gerne Du hegst,  
So gerne Du lockst und fütterst und pflegst!  
Und hätt'st Du die beiden Letzten nicht mehr,  
Betrübt in Finsterniß schlüfst Du einher.  
Doch wer von des Ganzen Dual Dich befreit,  
Dem fühlst Du Dich dankbar für alle Zeit.

VI.

Nach dem Ersten wandr' ich hin,  
Will ich Ruhe finden.  
Dort erheitert sich mein Sinn  
Und die Sorgen schwinden;  
Gegen Hitze eingetauscht  
Hab' ich kühlen Schatten,  
Liege, wo ein Bächlein rauscht,  
Still auf grünen Matten.  
Grüßend tritt ein Fels hervor  
Dicht an meiner Seite,  
Kragt so glatt und spiz empor,  
Daß er heißt die Zweite.  
Rings im Kreise, wie versöhnt,  
Spielen Thier und Pflanze,  
Und aus dunkler Ferne tönt  
Wundervoll das Ganze.

## Räthsel von Friedrich Oldenberg.

I.

In dem Röckchen von Glas  
Steckt ein Herzchen, das ist naß.  
Auf dem Köpfschen so stolz  
Sitzt ein Hütchen von Holz.

II.

Es sind zwei kleine Brüder von Glas,  
Man braucht sie zur Liebe, man braucht sie zum Haß.  
Der eine von ihnen macht Alles naß,  
Und der andere ist eine Art von Faß,  
Und macht trocken, was jener gemacht hat naß.

III.

Der Erste trägt das Zweite,  
Wenn er hoch sitzt zu Roß,  
Wenn er jagt durch die Wälder,  
Wenn er heimtrabt in's Schloß.  
Das Ganze wohnt im Felde  
Im Juli und August.  
Und der ist ein Schlingel,  
Der das Räthsel nicht gewußt.

## Peterlein in der Fremde.

(Die Geschichte vom leichtsinnigen Rebhühnchen.)

1. Das Peterlein  
will nicht mehr  
bleiben,  
Zu eng wird ihm  
das Aehrenfeld;  
Es will durchaus  
umher sich treiben  
Und sich beschaun  
die schöne Welt.

2. Die Mutter  
schilt, es warnt  
die Vase:  
„Wag' dich nicht  
auf den Rain  
hinaus!  
Wie leicht ver-  
irrst du dich im  
Grase  
„Und findest dich  
dann nicht mehr  
nach Haus.“

3. Allein vergeblich warnt die Gute,  
Ihr Flehn und Bitten rührt ihn kaum;  
Schon wagt er sich mit feckem Muth  
Bis an des nächsten Raines Saum.

4. Und eh' er sich's versehn nur hatte,  
Lag hinter ihm schon fern das Feld;  
Hoch stand er auf der Felsenplatte  
Und schaute in die weite Welt.



Nach einer Original-Zeichnung von Fedor Richter.

5. Frei lag das  
Stromthal vor  
ihm offen —  
Wie war die  
Welt so weit! so  
weit! —  
Von Schreck und  
Staynen ganz  
betroffen  
Schaut' er in all  
die Herrlichkeit.

6. Von Schwin-  
del fühlt er sich  
ergriffen,  
Er steht an eines  
Abgrunds Rand,  
Tief unten zog mit  
stolzen Schiffen  
Der blaue Strom  
durch's blühnde  
Land.

7. Da schwingt ein Vogel sich im Aether —  
Wenn es der Geier wär? O Graus!  
Entsetzen faßt den armen Peter —  
O küm' er einmal noch nach Haus!

8. Doch horch! Was ruft da aus der Weite?  
Die Mutter naht in schnellem Lauf.  
Beglückt huscht er an ihre Seite  
Und gab fortan das Reisen auf.

J. Lohmeyer.

# Räthselbild

von

Fedor Künzer.

(Ein deutsches Sprichwort.)



Auflösung im nächsten Heft.

Herrn **A. L. Gleiwitz**. Der neue Cylus, an dem unser Meister Pletsch mit besonderer Liebe arbeitet, kann leider in diesem Jahre im Holzschnitt nicht mehr fertig gestellt werden, doch wird das schöne Werk, dessen Titel wir hier noch nicht verrathen dürfen, als eine Gabe für den Weihnachtstisch des nächsten Jahres vorbereitet. Uns wird die Freude, schon hier in diesem ersten Heft unsern Lesern einige prächtige Proben dieser neuesten Arbeiten in den beiden Blättern „Stiefmütterchen“ und „Hienovater“ mittheilen zu können, denen bald noch einige andere folgen sollen.

# Briefkasten



Fräulein **A. v. N.** Ergebenen Dank für gefällige Uebersendung der zwölf Märchen. Wir sind vorläufig leider nicht in der Lage, Beiträgen von anderen, als den von uns zur Mitwirkung aufgeförderten geehrten Autoren in unseren Monatsheften einen Platz einräumen zu können.

Herr Prof. Dr. **W. in D.** „Für unsere Kinder ist das Beste gut genug.“ Auch wir vermögen nicht die Quelle für dieses treffliche „gestülgete Wort“ anzugeben. Unser gelehrter Freund, Herr Dr. **Georg Buchmann**, ist übrigens seit Jahren vergeblich bemüht den Ursprung gerade dieses Citats nachzuweisen.

# Kleinigkeiten

von

Johann Meyer.

I.

Ein Tropfen im Meer, —  
Was will das sagen?  
Sieh' um dich her,  
Brauchst nicht lange zu fragen;  
Du bist es und ich  
Und ein Jeder für sich.

II.

So klein und gering  
Ist kein Ding,  
Daß nicht der rechte Mann  
Fänd' etwas Großes daran.

III.

Fleiß  
Will Schweiß; —  
Mußt Du Tropfen schwitzen,  
Was schadet's? — ich meine,  
Von allen Perlen, die blitzen,  
Sind besser, als diese, doch keine.

IV.

Thu' immer recht,  
Sei nimmer schlecht,  
Hab' Gott vor Augen  
Und Gott im Herzen,  
So wirst Du tungen  
In Freud' und Schmerzen.